

WESTERN & COWBOYS

Das kostenlose Online Magazin für Westernfreunde

Schamanen

Teil 1

Chihuahua Trail

CHIHUAHUA TRAIL TEXAS
MEXICO



Das Pferd des Cowboys



Bird Cage Theatre

- Mythos des Wilden Westens



KING RANCH
EST. 1853

King Ranch

Teil 3

von Ute Tietje



Bushwhacker



Inhaltsverzeichnis

Schamanen Teil 1	Seite	3
Chihuahua Trail	Seite	8
Das Pferd des Cowboys	Seite	16
Bird Cage Theatre	Seite	22
Bushwhacker	Seite	29
King Ranch Teil 3 - von Ute Tietje	Seite	34

Kulinarisches Erbe der Pioniere und Indianer

The banner displays six book covers by Ute Tietje:

- TEXAS-BBQ**: Grillen wie die Rancher und Cowboys
- Cowboy- und Ranchküche**: des mittleren Südwestens
- Indianische Küche**: des Südwestens und der Plains
- CAMPING-KOCHBUCH**: 210 leckere Rezepte schnell und einfach zubereiten. Die besten Rezepte aus der Küche der Indianer und Pioniere
- Kanadische Küche**: Kulinarisches Erbe der Pioniere und Indianer Ontario
- Nordamerika vegetarisch**: Kulinarisches Erbe der Pioniere und Indianer

A QR code is located in the bottom left corner of the banner. The background of the banner is a sunset over a lake with silhouettes of trees and a person on a horse. The website www.buffalo-verlag.de is printed at the bottom.

www.buffalo-verlag-shop.de

Impressum:

Western & Cowboys kostenloses Online Magazin

Thorsten „Tex“ Kunkel

Wildnistourer

Erikaweg 5a

29683 Oerbke

E-Mail: info@western-cowboys.de



Bilder, Fotos: Lizenziert durch Creative Commons, 123rf, Pixabay, Freepik, KI, T. Kunkel

Schamanen Teil 1

Kapitel 1

Die Besiedlung Amerikas und die möglichen Ursprünge schamanischer Traditionen

Die Geschichte der indianischen Schamanen beginnt nicht in den Prärien Nordamerikas, nicht in den Wäldern Kanadas und auch nicht in den Wüsten des Südwestens. Wer die Ursprünge dieser spirituellen Traditionen verstehen möchte, muss weit in die Vergangenheit zurückgehen. Sehr weit. In eine Zeit, als Mammuts noch durch die eiszeitlichen Steppen zogen, als es weder Staaten noch Städte gab und als die Menschen in kleinen Gruppen als Jäger und Sammler lebten.

Lange Zeit glaubten Wissenschaftler, die Besiedlung Amerikas sei ein vergleichsweise einfacher Vorgang gewesen. Nach dieser älteren Theorie hätten Menschen vor etwa 13.000 Jahren über eine eisfreie Passage zwischen den gewaltigen Eisschilden Nordamerikas den Kontinent betreten und sich anschließend nach Süden ausgebreitet. Diese Vorstellung dominierte die Forschung fast das gesamte 20. Jahrhundert.

Heute weiß man, dass die Wirklichkeit deutlich komplizierter war.

Neue archäologische Funde aus Alaska, Kanada, den Vereinigten Staaten und sogar Südamerika zeigen, dass Menschen bereits deutlich früher auf dem amerikanischen Kontinent lebten. Einige Fundstellen werden auf mehr als 15.000 Jahre datiert, andere reichen möglicherweise sogar noch weiter zurück. Die Diskussion darüber ist in der Wissenschaft zwar noch nicht vollständig abgeschlossen, doch die Vorstellung einer einzigen Einwanderungswelle gilt inzwischen als überholt.

Stattdessen zeichnet sich ein Bild mehrerer Wanderungsbewegungen ab, die sich über Jahrtausende erstreckten.

Im Mittelpunkt dieser Geschichte steht eine heute versunkene Landschaft, die als Beringia bekannt ist.

Während der letzten Eiszeit lag der Meeresspiegel bis zu 120 Meter niedriger als heute. Zwischen dem nordöstlichen Sibirien und Alaska entstand dadurch eine riesige Landmasse. Anders als viele Darstellungen vermuten lassen, handelte es sich nicht um einen schmalen Landstreifen, sondern um eine gewaltige Region, die zeitweise größer war als Frankreich, Deutschland und Spanien zusammen.

Beringia war keine bloße Durchgangsstation.

Über lange Zeiträume lebten dort Menschen. Sie jagten Karibus, Bisons, Wildpferde und Mammuts. Archäologen gehen davon aus, dass einige Populationen möglicherweise mehrere tausend Jahre in dieser Region verblieben, bevor ihre Nachkommen weiter nach Osten und Süden wanderten.

Dieser Umstand besitzt enorme Bedeutung für die Frage nach den Ursprüngen indianischer Religionen.

Religion entsteht nicht während einer Wanderung. Religiöse Vorstellungen entwickeln sich über Generationen hinweg. Menschen bringen ihre Weltbilder mit sich. Sie nehmen ihre Geschichten, ihre Mythen und ihre Vorstellungen von Geistern, Ahnen und übernatürlichen Kräften mit, egal wohin sie ziehen.

Es erscheint daher äußerst unwahrscheinlich, dass die Bewohner Beringias keine spirituellen Traditionen besaßen.

Tatsächlich sprechen zahlreiche ethnologische Untersuchungen dafür, dass bereits die eiszeitlichen Jäger Nordasiens Vorstellungen kannten, die später typisch für schamanische Religionen werden sollten.

Die Welt wurde nicht als Ansammlung lebloser Materie betrachtet. Tiere besaßen Geistwesen. Berge konnten spirituelle Kräfte beherbergen. Flüsse, Quellen und Wälder waren nicht einfach Landschaftselemente, sondern Teile einer lebendigen Wirklichkeit.

Diese Sichtweise findet sich später sowohl bei sibirischen Völkern als auch bei zahlreichen indianischen Kulturen wieder.

Genau an diesem Punkt beginnt die eigentliche wissenschaftliche Diskussion.

Die Frage lautet nicht, ob die Vorfahren der Indianer aus Asien kamen. Daran bestehen heute kaum noch ernsthafte Zweifel. Die Frage lautet vielmehr, welche kulturellen und religiösen Vorstellungen sie mitbrachten. Genetische Untersuchungen haben gezeigt, dass die Vorfahren der meisten amerikanischen Ureinwohner mit Populationen Nordasiens verwandt waren. Besonders auffällig sind genetische Verbindungen zu alten Bevölkerungsgruppen Sibiriens. Die Trennung dieser Populationen liegt jedoch viele Jahrtausende zurück.

Dies bedeutet, dass die Menschen, die später die Vorfahren der indianischen Völker wurden, bereits lange vor ihrer Ankunft in Amerika eine eigenständige Entwicklung durchliefen.

Sie waren nicht einfach „Asiaten in Amerika“.

Vielmehr entstand in Beringia offenbar eine eigene Population, die sich sowohl genetisch als auch kulturell von anderen Gruppen Eurasiens unterschied. Einige Forscher sprechen in diesem Zusammenhang sogar von einer sogenannten „Beringischen Isolation“. Nach dieser Theorie lebten die Vorfahren der amerikanischen Ureinwohner über viele Generationen hinweg relativ isoliert in der Region zwischen Sibirien und Alaska, bevor sie sich schließlich über den amerikanischen Kontinent ausbreiteten.

Wenn diese Annahme zutrifft, könnte Beringia nicht nur die geografische Brücke zwischen Asien und Amerika gewesen sein, sondern auch eine kulturelle Wiege.

Hier könnten sich jene religiösen Vorstellungen entwickelt oder gefestigt haben, aus denen später zahlreiche spirituelle Traditionen der amerikanischen Ureinwohner hervorgingen.

Natürlich lässt sich dies archäologisch nur schwer nachweisen. Steinwerkzeuge überdauern Jahrtausende. Speerspitzen bleiben erhalten. Religiöse Überzeugungen hinterlassen dagegen nur selten direkte Spuren.

Dennoch existieren Hinweise.

An verschiedenen Fundstellen Nordasiens wurden Gräber entdeckt, deren Ausstattung auf komplexe spirituelle Vorstellungen schließen lässt. Manche Bestattungen enthalten Tierknochen, Schmuck, Ockerfärbungen oder andere Elemente, die von Archäologen als Hinweise auf rituelle Handlungen interpretiert werden.

Bereits vor Zehntausenden von Jahren scheinen Menschen Vorstellungen vom Leben nach dem Tod besessen zu haben.

Auch die enge Verbindung zwischen Mensch und Tier, die später für viele schamanische Traditionen charakteristisch wird, lässt sich bis in die Altsteinzeit zurückverfolgen.

Für eiszeitliche Jäger war das Tier weit mehr als eine Nahrungsquelle. Es war Gegner, Lebensspender und spiritueller Partner zugleich. Das Überleben hing unmittelbar von den Tierherden ab. Es überrascht daher nicht, dass viele frühe Religionen den Tieren eine zentrale Rolle zuschrieben.

Diese Denkweise findet sich später sowohl in Sibirien als auch bei den Indianervölkern Nordamerikas wieder. Wenn Lakota von der Heiligkeit des Büffels sprechen, wenn Inuit bestimmte Meeressäuger mit Respekt behandeln oder wenn sibirische Jäger den Geist eines erlegten Tieres ehren, begegnet uns immer wieder dieselbe Grundidee: Der Mensch ist nicht Herr der Natur, sondern Teil eines größeren lebendigen Ganzen.

Diese Vorstellung könnte zu den ältesten religiösen Ideen der Menschheitsgeschichte gehören.

Für die spätere Entwicklung des Schamanismus bildet sie eine entscheidende Grundlage.

Denn der Schamane tritt nicht als Herrscher über die Natur auf. Seine Aufgabe besteht darin, zwischen den verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit zu vermitteln. Er soll das Gleichgewicht bewahren, die Beziehung zwischen Menschen, Tieren und Geistern erhalten und Störungen dieser Ordnung wieder beheben.

Ob die ersten Bewohner Beringias bereits Personen kannten, die man heute als Schamanen bezeichnen würde, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen.

Doch viele Wissenschaftler halten dies für wahrscheinlich.

Je tiefer man in die eiszeitliche Vergangenheit blickt, desto deutlicher wird, dass die spirituellen Wurzeln der indianischen Kulturen möglicherweise wesentlich älter sind als jede bekannte indianische Nation. Ihre Ursprünge reichen vermutlich zurück in eine Welt aus Eis, Tundra und Mammutherden. In eine Welt, die längst verschwunden ist, deren religiöses Erbe jedoch bis in die historischen Kulturen Nordamerikas hineinwirkte.

Kapitel 2

Schamanismus in Sibirien – Das spirituelle Erbe der Eiszeitjäger

Wenn Historiker und Religionswissenschaftler nach den möglichen Ursprüngen indianischer Schamanentraditionen suchen, führt ihr Weg fast zwangsläufig nach Sibirien. Kaum eine andere Region der Erde besitzt eine derart lange und ununterbrochene Geschichte schamanischer Religionen. Die gewaltigen Landschaften zwischen dem Uralgebirge und dem Pazifik beherbergten über Jahrtausende hinweg zahlreiche Völker, deren Weltbild in erstaunlicher Weise an Vorstellungen erinnert, die später auch bei vielen indianischen Kulturen Nordamerikas zu finden sind.

Dabei darf man sich Sibirien nicht als kulturell einheitlichen Raum vorstellen. Das Gebiet erstreckt sich über Tausende von Kilometern und umfasst Tundren, Taigawälder, Gebirge, Steppen und Küstenregionen. Hier lebten und leben verschiedene Völker wie die Evenki, Jakuten, Tschuktschen, Koryaken, Nenzen und viele andere Gruppen. Jede dieser Kulturen entwickelte ihre eigenen Traditionen. Dennoch lassen sich gemeinsame Grundmuster erkennen, die von Forschern häufig unter dem Begriff Schamanismus zusammengefasst werden.

Die Ursprünge dieser religiösen Vorstellungen reichen vermutlich weit in die Vorgeschichte zurück. Bereits während der Altsteinzeit lebten Menschen unter extremen klimatischen Bedingungen in Nordasien. Das Überleben hing von Jagderfolg, Wetterbedingungen und dem Verhalten der Tierherden ab. In einer solchen Welt entstand ein Verständnis der Natur, das sich deutlich von modernen westlichen Vorstellungen unterschied.

Für die eiszeitlichen Jäger war die Natur kein mechanisches System. Sie war lebendig.

Tiere besaßen einen Geist. Flüsse hatten ihre eigenen Kräfte. Berge konnten Wohnorte übernatürlicher Wesen sein. Selbst Wind, Sturm oder Nebel wurden häufig als Ausdruck geistiger Mächte verstanden.

Diese Denkweise wird von Ethnologen als Animismus bezeichnet. Der Begriff beschreibt die Vorstellung, dass die Welt von beseelten Kräften durchdrungen ist. Animismus bildet die Grundlage vieler schamanischer Religionen und findet sich sowohl in Nordasien als auch später bei zahlreichen indianischen Völkern Amerikas. Aus dieser Sichtweise ergab sich eine besondere Beziehung zwischen Mensch und Umwelt. Der Jäger betrachtete das Tier nicht nur als Beute. Er trat gewissermaßen mit dessen Geist in Beziehung. Erfolg oder Misserfolg bei der Jagd wurden oft nicht allein durch Geschick erklärt, sondern auch durch das Verhältnis zu den spirituellen Kräften der Natur.

In vielen sibirischen Traditionen glaubte man, dass jedes Tier über eine Seele verfügte. Wurde ein Tier respektlos behandelt, konnte sein Geist die Jäger bestrafen oder zukünftige Jagden beeinflussen. Deshalb entwickelten sich zahlreiche Rituale, die den Geist des erlegten Tieres ehren sollten.

Diese Vorstellungen erscheinen modernen Menschen oft fremd. Für die damaligen Gemeinschaften waren sie jedoch ein logischer Bestandteil ihrer Wirklichkeit.

Innerhalb dieser spirituellen Welt nahm der Schamane eine besondere Stellung ein.

Er war weder Priester im späteren Sinne noch Herrscher einer Religion. Seine Aufgabe bestand vielmehr darin, als Vermittler zwischen den verschiedenen Ebenen der Existenz zu wirken. Er sollte mit den Kräften kommunizieren können, die den meisten Menschen verborgen blieben.

Dabei spielte die Vorstellung mehrerer Welten eine zentrale Rolle.

Viele sibirische Kulturen beschrieben das Universum als mehrschichtig. Über der Welt der Menschen befand sich eine obere Welt, in der mächtige Himmelswesen lebten. Unter der Erde existierte häufig eine untere Welt, die von Geistern, Ahnen oder anderen übernatürlichen Kräften bewohnt wurde. Dazwischen lag die mittlere Welt der Menschen.

Der Schamane galt als jemand, der diese Grenzen überschreiten konnte.

Durch Rituale, Gesänge, Fasten oder Trommeln versetzte er sich in einen besonderen Bewusstseinszustand. Aus Sicht der Gemeinschaft reiste seine Seele dabei in andere Bereiche der Wirklichkeit. Dort suchte er nach Antworten, verhandelte mit Geistern oder versuchte, verlorene Seelen zurückzubringen.

Aus moderner wissenschaftlicher Sicht werden solche Erfahrungen häufig als Trancezustände beschrieben. Für die Menschen jener Zeit handelte es sich jedoch nicht um Fantasie oder Einbildung. Die Reisen galten als reale Ereignisse innerhalb einer spirituellen Wirklichkeit.

Besonders bemerkenswert ist die Bedeutung der Trommel.

In vielen sibirischen Kulturen war sie weit mehr als ein Musikinstrument. Die Trommel galt als heiliges Werkzeug. Ihr Rhythmus unterstützte den Übergang in veränderte Bewusstseinszustände. Manche Überlieferungen beschreiben die Trommel sogar als Reittier der Seele, mit dessen Hilfe der Schamane zwischen den Welten reisen konnte.

Auch die Gestaltung der Trommeln war häufig von symbolischer Bedeutung. Darstellungen von Sonne, Mond, Sternen, Tieren oder kosmischen Ebenen sollten das spirituelle Weltbild sichtbar machen.

Ähnliche Vorstellungen finden sich später bei verschiedenen indianischen Völkern Nordamerikas wieder.

Ein weiteres wichtiges Element waren sogenannte Geisthelfer.

Viele Schamanen glaubten, von bestimmten Tiergeistern begleitet oder unterstützt zu werden. Adler, Bären, Wölfe, Raben oder andere Tiere erschienen in Visionen und galten als spirituelle Verbündete. Diese Wesen sollten Schutz gewähren, Wissen vermitteln oder bei Heilungen helfen.

Die Idee des Tiergeistes gehört zu den auffälligsten Gemeinsamkeiten zwischen den Traditionen Nordasiens und Nordamerikas.

Auch dort begegnen wir immer wieder spirituellen Beziehungen zu Wolf, Bär, Adler, Kojote oder Büffel. Obwohl sich die konkreten Vorstellungen von Stamm zu Stamm unterscheiden, bleibt das Grundprinzip erstaunlich ähnlich.

Neben ihrer spirituellen Rolle erfüllten Schamanen häufig praktische Aufgaben innerhalb der Gemeinschaft.

Sie wurden bei Krankheiten gerufen. Sie deuteten Träume. Sie begleiteten wichtige Übergänge im Leben eines Menschen. Sie führten Rituale vor der Jagd durch und suchten nach Ursachen für Unglücksfälle oder Naturkatastrophen.

In Gesellschaften ohne moderne Medizin, ohne wissenschaftliche Wettervorhersagen und ohne staatliche Institutionen besaßen solche Personen erheblichen Einfluss. Sie verkörperten Wissen, Erfahrung und spirituelle Autorität zugleich.

Dabei darf man sich den Schamanen jedoch nicht als allmächtigen Zauberer vorstellen.

Viele ethnologische Berichte zeigen vielmehr Menschen, die innerhalb ihrer Gemeinschaft eine besondere Aufgabe erfüllten. Ihr Ansehen beruhte nicht allein auf spirituellen Fähigkeiten, sondern oft auch auf persönlicher Erfahrung, Kenntnis der Natur und psychologischem Verständnis.

Interessanterweise berichten zahlreiche sibirische Traditionen davon, dass ein zukünftiger Schamane seine Rolle nicht freiwillig wählte.

Häufig schildern Überlieferungen schwere Krankheiten, Visionen oder persönliche Krisen, die als Berufung interpretiert wurden. Erst nach einer solchen Erfahrung begann die eigentliche Ausbildung. Dieses Motiv begegnet uns später ebenfalls bei vielen indianischen Völkern Nordamerikas. Der spirituelle Spezialist wird nicht durch Geburt oder Wahl bestimmt, sondern durch eine besondere Erfahrung, die ihn von anderen Menschen unterscheidet. Je intensiver Forscher die religiösen Traditionen Sibiriens untersuchten, desto deutlicher wurden die Parallelen zu den späteren Kulturen Amerikas. Diese Ähnlichkeiten allein beweisen zwar keine direkte Abstammung, doch sie liefern wichtige Hinweise auf gemeinsame kulturelle Wurzeln. Wenn die Vorfahren der amerikanischen Ureinwohner tatsächlich aus den Regionen Nordostasiens stammten, dann erscheint es durchaus plausibel, dass sie nicht nur ihre Jagdtechniken und Werkzeuge mitbrachten, sondern auch ihre Vorstellungen von Geistern, Tierhelfern, Visionen und spirituellen Reisen. Die Schamanen Sibiriens könnten somit einen Blick in eine geistige Welt ermöglichen, die bereits existierte, bevor die ersten Menschen amerikanischen Boden betraten. Ihre Traditionen wären dann kein isoliertes Phänomen Nordasiens, sondern ein lebendiges Echo jener uralten Welt, aus der später auch viele der spirituellen Vorstellungen der amerikanischen Ureinwohner hervorgingen.

Kapitel 3

Die ersten spirituellen Traditionen Amerikas

Als die ersten Menschen über Beringia nach Amerika gelangten, betraten sie keinen leeren Kontinent. Sie brachten Erinnerungen, Erfahrungen und Weltbilder mit sich, die sich über viele Generationen entwickelt hatten. Was genau diese Menschen glaubten, können wir heute nicht mit letzter Sicherheit sagen. Sie hinterließen keine heiligen Schriften, keine Tempel und keine schriftlichen Berichte. Dennoch erlauben archäologische Funde, ethnologische Vergleiche und religionswissenschaftliche Untersuchungen einen vorsichtigen Blick in die geistige Welt jener frühen Jäger und Sammler.

Dabei zeigt sich ein bemerkenswertes Bild.

Die spirituellen Traditionen Amerikas entstanden nicht plötzlich. Sie entwickelten sich über Jahrtausende hinweg aus Vorstellungen, die wahrscheinlich bereits die ersten Einwanderer begleiteten. Gleichzeitig veränderten sie sich ständig, passten sich neuen Landschaften an und nahmen die Erfahrungen unzähliger Generationen auf.

Als die Menschen Alaska erreichten, fanden sie eine Umwelt vor, die sich stark von den Regionen unterschied, aus denen sie gekommen waren. Im Laufe der folgenden Jahrtausende breiteten sich ihre Nachkommen über zwei Kontinente aus. Einige Gruppen zogen durch die borealen Wälder Kanadas. Andere erreichten die weiten Prärien Nordamerikas. Wieder andere wanderten bis nach Mittel- und Südamerika.

Mit jeder neuen Landschaft änderten sich die Lebensbedingungen.

Die Tierwelt war anders. Das Klima war anders. Die Pflanzenwelt war anders.

Und doch blieben bestimmte Grundvorstellungen erstaunlich beständig.

In nahezu allen später dokumentierten indianischen Religionen finden sich Vorstellungen von einer beseelten Natur. Berge besitzen spirituelle Kraft. Tiere verfügen über eigene Persönlichkeiten. Flüsse und Seen können Wohnorte übernatürlicher Wesen sein. Träume gelten als bedeutungsvoll. Visionen werden ernst genommen. Die Grenze zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt erscheint durchlässig.

Diese Gemeinsamkeiten sind kaum zufällig.

Religionswissenschaftler vermuten heute, dass viele dieser Ideen auf sehr alte Traditionen zurückgehen, die bereits vor der Besiedlung Amerikas existierten. Im Laufe der Zeit entstanden daraus jedoch keine einheitlichen Glaubenssysteme, sondern Hunderte verschiedener religiöser Traditionen.

Genau hier liegt einer der größten Irrtümer vieler populärer Darstellungen.

Es gab nie „die Religion der Indianer“.

Nordamerika allein war vor der Ankunft der Europäer Heimat von Hunderten unterschiedlicher Völker. Jedes besaß eigene Mythen, Rituale und religiöse Vorstellungen. Manche Gemeinsamkeiten waren vorhanden, doch die Unterschiede konnten erheblich sein.

Ein Lakota der Great Plains dachte anders über die spirituelle Welt als ein Haida an der Pazifikküste. Ein Inuit der Arktis besaß andere religiöse Vorstellungen als ein Apache im Südwesten.

Dennoch tauchen bestimmte Grundmuster immer wieder auf.

Besonders auffällig ist die Vorstellung einer lebendigen Natur.

Für viele indigene Kulturen war die Welt kein Ort, den der Mensch beherrschte. Der Mensch war Teil eines größeren Ganzen. Tiere, Pflanzen, Berge und Gewässer besaßen ihren eigenen Platz innerhalb einer umfassenden Ordnung.

Diese Sichtweise beeinflusste sämtliche Lebensbereiche.

Eine Jagd war nicht nur die Beschaffung von Nahrung. Sie stellte auch eine Begegnung zwischen Mensch und Tiergeist dar.

Ein Fluss war nicht nur Wasser. Er konnte ein mächtiges Wesen sein, das Respekt verdiente.

Ein Berg war nicht nur eine geologische Formation. Er konnte als heiliger Ort gelten.

Aus dieser Weltsicht entwickelte sich eine besondere Form der Spiritualität.

Anders als viele spätere Religionen konzentrierte sie sich nicht auf große Tempelanlagen oder zentrale Gottheiten. Die spirituelle Kraft war überall gegenwärtig. Sie befand sich in der Landschaft selbst.

Wer die Welt verstehen wollte, musste lernen, ihre Zeichen zu lesen.

Träume spielten dabei eine wichtige Rolle.

In zahlreichen indianischen Kulturen galten Träume nicht als bedeutungslose Bilder des Schlafs. Sie wurden als Botschaften verstanden. Ein Traum konnte eine Warnung sein. Er konnte Hinweise für eine Jagd enthalten. Er konnte Informationen über zukünftige Ereignisse liefern oder eine Verbindung zu spirituellen Kräften herstellen.

Viele spätere Medizinmänner berichteten, dass ihre Berufung in Träumen begonnen habe.

Auch Visionen nahmen einen zentralen Platz ein.

Besonders bekannt ist die Visionssuche vieler Völker der Great Plains. Junge Männer begaben sich allein in die Wildnis. Sie fasteten, verzichteten auf Wasser und suchten abgelegene Orte auf. Dort warteten sie auf eine spirituelle Erfahrung.

Aus heutiger Sicht könnte man solche Erlebnisse psychologisch erklären. Für die Betroffenen waren sie jedoch reale Begegnungen mit einer spirituellen Wirklichkeit.

Eine Vision konnte das gesamte weitere Leben verändern.

Manche erhielten einen Schutzgeist. Andere gewannen spirituelle Fähigkeiten oder eine besondere Aufgabe innerhalb ihrer Gemeinschaft.

Die Wurzeln solcher Praktiken reichen vermutlich weit in die Vergangenheit zurück.

Bereits in den ältesten bekannten Jäger- und Sammlerkulturen spielen veränderte Bewusstseinszustände eine wichtige Rolle. Viele Wissenschaftler sehen darin eines der grundlegenden Merkmale früher schamanischer Traditionen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt war die Beziehung zu den Ahnen.

In vielen indianischen Kulturen endete das Leben nicht mit dem Tod. Die Verstorbenen blieben Teil der Gemeinschaft. Sie konnten Einfluss auf die Lebenden nehmen, Rat geben oder Schutz gewähren.

Die genaue Vorstellung vom Jenseits unterschied sich von Volk zu Volk. Dennoch zeigt sich auch hier eine bemerkenswerte Gemeinsamkeit mit den religiösen Traditionen Nordasiens.

Die Welt der Lebenden und die Welt der Toten waren nicht vollständig voneinander getrennt.

Bestimmte Personen galten als fähig, zwischen diesen Bereichen zu vermitteln.

Hier erkennen wir bereits die Anfänge jener Rolle, die später von Medizinmännern, Heiligen Männern und spirituellen Führern übernommen wurde.

Noch existierten keine Lakota-Medizinmänner, keine Navajo-Sänger und keine Inuit-Angakkuq. Diese Kulturen lagen noch Jahrtausende in der Zukunft.

Doch die geistigen Grundlagen, auf denen solche Traditionen später entstehen sollten, waren vermutlich bereits vorhanden.

Die frühen Bewohner Amerikas lebten in einer Welt voller spiritueller Kräfte. Für sie war die Natur kein Hintergrund menschlichen Handelns, sondern ein aktiver Teil der Wirklichkeit. Tiere konnten Lehrer sein. Träume konnten Wissen vermitteln. Visionen konnten den Lauf eines Lebens verändern.

Aus diesem Weltbild entwickelte sich über Jahrtausende jene außergewöhnliche Vielfalt spiritueller Traditionen, die europäische Entdecker später auf dem gesamten amerikanischen Kontinent antreffen sollten. Die eigentliche Gestalt des Schamanen, Medizinmannes oder spirituellen Führers war damit noch nicht vollständig entstanden. Doch die Grundlage war gelegt. Die Vorstellung, dass bestimmte Menschen mit Kräften kommunizieren konnten, die anderen verborgen blieben, sollte zu einem der prägendsten Elemente vieler indianischer Kulturen werden.

Fortsetzung im nächsten Heft



Der Chihuahua Trail

Auf den Spuren einer fast vergessenen Straße durch Texas und Mexiko

Wer heute in Presidio am Rio Grande steht und nach Süden blickt, sieht auf der anderen Seite des Flusses die mexikanische Stadt Ojinaga. Dazwischen liegt eine internationale Grenze, bewacht, vermessen und auf jeder Landkarte deutlich eingezeichnet. Doch diese Grenze ist jung, während die Wege, die hier den Fluss erreichen, sehr viel älter sind. Lange bevor es Texas gab, bevor Mexiko seine Unabhängigkeit erlangte und bevor irgendjemand von einem Wilden Westen sprach, zogen Menschen an dieser Stelle durch das Land und über den Rio Grande. Es waren Jäger, Händler und Familien, später spanische Soldaten und Missionare,



Karte mit KI erstellt

danach Silbertransporte, mexikanische Carretas, amerikanische Frachtwagen, Rancher und Abenteurer.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich aus diesem alten Netz von Wegen eine der großen Handelsstraßen des Südwestens. Der Chihuahua Trail verband die mexikanische Stadt Chihuahua mit dem Rio Grande, Westtexas, San Antonio und schließlich dem Hafen von Indianola am Golf von Mexiko. Über diese Straße gelangten Maschinen, Werkzeuge, Textilien und andere Handelswaren nach Mexiko, während Silber, Rohstoffe und mexikanische Erzeugnisse in die entgegengesetzte Richtung nach Texas und von dort weiter zu den Häfen der Vereinigten Staaten transportiert wurden.

Wer die Geschichte des Chihuahua Trails verstehen will, darf allerdings nicht bei den großen Wagenzügen des 19. Jahrhunderts beginnen. Seine Geschichte reicht sehr viel weiter zurück, denn die Händler, die später mit ihren schwer beladenen Wagen durch die Wüste zogen, folgten in weiten Teilen Wegen, die schon lange vor ihnen von anderen Menschen benutzt worden waren.

Chihuahua. Ein Name aus einer alten Welt

Heute denken viele Menschen beim Wort Chihuahua zuerst an einen sehr kleinen Hund, doch die Hunderasse trägt den Namen des mexikanischen Bundesstaates und nicht umgekehrt. Die genaue Herkunft des Wortes Chihuahua ist bis heute nicht abschließend geklärt. Verschiedene Deutungen wurden vorgeschlagen. Einige bringen den Namen mit einer trockenen oder sandigen Landschaft in Verbindung, andere übersetzen ihn sinngemäß als einen Ort zwischen zwei Wassern oder als einen Platz, an dem Wasser zusammenkommt. Keine dieser Erklärungen ist zweifelsfrei bewiesen, weshalb es falsch wäre, dem Namen eine einzige gesicherte Übersetzung zuzuordnen.

Ebenso wichtig ist eine andere Klarstellung. Die Chihuahua waren kein einzelnes indigenes Volk. Es gab keinen großen Stamm dieses Namens, der dem späteren Bundesstaat und der Stadt seinen Namen gab. Chihuahua bezeichnete zunächst einen Ort und später eine ganze Region. Daraus wurden schließlich der Name der Stadt, des Bundesstaates und jener Handelsstraße, von der hier erzählt wird.

Der Norden des heutigen Mexikos war niemals das Land nur eines Volkes. In den Gebirgen und Schluchten lebten und leben die Rarámuri, die außerhalb Mexikos lange unter der Bezeichnung Tarahumara bekannt waren. Andere Regionen waren Heimat der Conchos, Sumas, Mansos, Jumanos, Tobosos, Tepehuanes und zahlreicher kleinerer Gruppen, deren Namen heute teilweise fast vergessen sind. Manche dieser Menschen lebten in festen Dörfern und betrieben Landwirtschaft, andere bewegten sich über große Gebiete, und wieder andere verbanden beide Lebensweisen miteinander. Später drangen Apachegruppen in die Region vor, noch später kamen die Comanchen aus dem Norden.

Die Geschichte Chihuahuas wurde damit zu einer Geschichte verschiedener Welten, die sich begegneten, miteinander handelten, gegeneinander kämpften und sich gegenseitig veränderten. Auch die Landschaft selbst war voller Gegensätze. Im Westen lagen die Gebirge der Sierra Madre Occidental mit ihren gewaltigen Schluchten, während sich im Osten und Norden das trockene Land der Chihuahua-Wüste ausbreitete. In dieser Landschaft bestimmte Wasser fast alles. Wo es Wasser gab, konnten Menschen leben, Landwirtschaft betreiben und Tiere versorgen. Wo Flüsse zusammenkamen, entstanden Siedlungen, Handelsplätze und Wege.

Einer dieser Orte sollte für die spätere Geschichte des Chihuahua Trails von entscheidender Bedeutung werden. Es war La Junta de los Ríos, der Zusammenfluss der Flüsse.

Wo zwei Flüsse zusammenkommen

Der Rio Grande zieht sich durch eine der trockensten Landschaften Nordamerikas. Bei Presidio beschreibt er einen weiten Bogen durch die Wüste, und von Süden erreicht ihn dort der Rio Conchos, der größte Fluss des mexikanischen Bundesstaates Chihuahua. Wo beide Flüsse zusammentreffen, entstand ein ungewöhnlicher Lebensraum, den die Spanier später La Junta de los Ríos nannten.

Heute liegen hier Presidio auf der amerikanischen und Ojinaga auf der mexikanischen Seite. Diese politische Trennung ist jedoch eine vergleichsweise moderne Vorstellung. Über viele Jahrhunderte war der Fluss weniger eine Grenze als eine Lebensader. Die fruchtbaren Überschwemmungsflächen ermöglichten Landwirtschaft, Menschen bauten Mais, Bohnen und Kürbisse an, sie jagten, fischten und sammelten wilde Pflanzen. Die Flusstäler boten Wasser, Nahrung und natürliche Durchgänge durch eine Landschaft, die außerhalb dieser grünen Zonen zu den härtesten Nordamerikas gehört.

La Junta war deshalb kein einsamer Außenposten am Ende der Welt, sondern ein Knotenpunkt, an dem Menschen aus verschiedenen Regionen zusammenkamen. Waren wurden getauscht, Nachrichten verbreiteten sich, und Wege führten nach Süden in das mexikanische Hochland, nach Norden und Osten in die Ebenen des heutigen Texas sowie nach Westen in die Gebirgslandschaften. Lange bevor ein amerikanischer Frachtwagen über den späteren Chihuahua Trail rollte, kannten die Menschen diese Wege und wussten, wo Wasser zu finden war, welche Pässe durch die Berge führten und an welchen Stellen ein Fluss überquert werden konnte.

Die Spanier haben diese Wege nicht erfunden, ebenso wenig die späteren Mexikaner oder Amerikaner. Sie alle nutzten ein Netz von Verbindungen, das bereits vor ihnen existiert hatte, und passten es ihren eigenen Bedürfnissen an.

Cabeza de Vaca und das Jahr 1535

Im Jahr 1535 erreichten vermutlich vier Männer die weitere Region nach einer Reise, die zu den außergewöhnlichsten Überlebensgeschichten der amerikanischen Geschichte gehört. Einer von ihnen war Álvar Núñez Cabeza de Vaca. Sieben Jahre zuvor war er mit der unglückseligen Narváez-Expedition nach Nordamerika gekommen, einer Unternehmung, die in einer Katastrophe endete. Schiffe gingen verloren, Männer starben an Hunger, Krankheiten und Gewalt, und die wenigen Überlebenden wurden über die Küste des heutigen Texas verstreut.

Cabeza de Vaca und drei Gefährten schlugen sich schließlich jahrelang durch den Kontinent. Ihre genaue Route wird bis heute diskutiert, und bei einzelnen Abschnitten gibt es unterschiedliche historische Rekonstruktionen. Die Gegend von La Junta de los Ríos spielt dabei in mehreren Theorien eine wichtige Rolle. Hier trafen die Männer auf Menschen, die Landwirtschaft betrieben, und nach Jahren des Hungers und der Unsicherheit fanden sie Bohnen und Kürbisse. Cabeza de Vaca beschrieb Bewohner der Region, die mit den großen Büffelherden der nördlichen Ebenen verbunden waren.

Die mögliche Ankunft der vier Männer im Jahr 1535 war allerdings nicht der Beginn der Geschichte von La Junta. Sie markiert lediglich jenen Zeitpunkt, an dem ein Europäer über diese Welt berichtete. Die Menschen, ihre Siedlungen und ihre Wege waren längst vorhanden.

Die Spanier kommen

Ab den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts drangen spanische Expeditionen immer weiter in den Norden Neuspaniens vor. Sie suchten Land, Menschen für die Missionen und vor allem Silber. Die Entdeckung reicher Silbervorkommen veränderte den Norden Mexikos grundlegend. Bergbaustädte entstanden, und die Minen brauchten Arbeiter, Tiere, Nahrung, Werkzeuge, Holz und funktionierende Transportwege. Gleichzeitig musste das gewonnene Silber zu Verwaltungszentren und Märkten gebracht werden.

Damit wurde der Norden Teil eines gewaltigen wirtschaftlichen Systems. Eine der großen Verkehrsadern war der Camino Real de Tierra Adentro, die königliche Straße, die Zentralmexiko mit den nördlichen Provinzen und später mit New Mexico verband. Doch auch der Raum um La Junta blieb wichtig. Expeditionen, Missionare, Soldaten und Händler nutzten die alten Wege, und im Laufe der Zeit entstanden immer stärkere Verbindungen zwischen den Bergbaugebieten Chihuahuas und dem Rio Grande.

Diese Wege waren keine Straßen im heutigen Sinn. Es gab keinen festen Ausbau, keine Brücken über jeden Fluss und keine klaren Markierungen über die gesamte Strecke. Ein Weg existierte, weil Menschen ihn benutzten. Die Spuren von Hufen und Rädern verdichteten den Boden, Wasserstellen bestimmten die Richtung, und Pässe entschieden darüber, wo ein Gebirge überwunden werden konnte. Der beste Weg war deshalb keineswegs immer der kürzeste. Es war jener Weg, auf dem Menschen und Tiere mit einiger Wahrscheinlichkeit die nächste Wasserstelle erreichen konnten.

Eine neue Grenze entsteht

Als Mexiko 1821 seine Unabhängigkeit von Spanien erlangte, begann eine neue Epoche. Texas gehörte zunächst zu Mexiko, wurde nach der texanischen Revolution von 1836 zur Republik und 1845 Teil der Vereinigten Staaten. Der Krieg zwischen den USA und Mexiko von 1846 bis 1848 veränderte schließlich die politische Landkarte des gesamten Südwestens.

Der Rio Grande war nun nicht mehr nur ein Fluss, sondern eine internationale Grenze. Die Menschen, die an seinen Ufern lebten, änderten ihre Gewohnheiten allerdings nicht über Nacht. Familien hatten Verwandte auf beiden Seiten, Händler hatten Geschäftspartner jenseits des Flusses, und Vieh, Waren und Menschen bewegten sich weiterhin durch eine Landschaft, die älter war als die neue Grenzlinie.

Gleichzeitig eröffnete die veränderte politische Situation große wirtschaftliche Möglichkeiten. Die Bergwerke und Städte Nordmexikos brauchten Waren, Texas besaß Häfen, und dazwischen lag ein alter Verkehrsweg. Damit begann die große Zeit des Chihuahua Trails.

Von Chihuahua zum Golf von Mexiko

Im engeren Sinn bezeichnet der Chihuahua Trail die große Handelsroute des 19. Jahrhunderts zwischen Chihuahua City und Texas. Von Chihuahua führte der Weg nach Norden durch das mexikanische Hochland. Über Meoqui und andere Orte erreichten die Händler Presidio del Norte, das heutige Ojinaga, und überquerten dort den Rio Grande.

Auf texanischer Seite zog sich die Route durch das Gebiet des heutigen Presidio County. Sie folgte Wasserläufen und natürlichen Durchgängen, führte durch das Gebiet des Alamito Creek und über den Paisano Pass, bevor sie weiter durch Westtexas in Richtung San Antonio verlief. Doch San Antonio war nicht das Ende der Straße. Die Route setzte sich nach Südosten bis zum Golf von Mexiko fort, wo mit Indianola einer der damals wichtigsten Häfen von Texas lag.

Zwischen Indianola und Chihuahua lagen Hunderte Meilen Land, darunter Wüsten, Gebirge, Flüsse und weite Prärien. Dazwischen verlief ein schmales Band aus Spuren, Wasserstellen, Furten, Pässen und Rastplätzen. Dieses Band war der Chihuahua Trail.

Indianola. Der Hafen am Anfang der Straße

Indianola war im 19. Jahrhundert eine aufstrebende Hafenstadt an der texanischen Golfküste. Schiffe brachten Waren aus anderen Teilen der Vereinigten Staaten und aus Übersee. Maschinen, Werkzeuge, Textilien und Fertigwaren wurden entladen, und während ein Teil davon für Texas bestimmt war, sollte ein anderer Teil eine sehr viel längere Reise antreten.

In Indianola wurden Wagen beladen und Tiere zusammengetrieben, Händler kauften Vorräte, beschädigte Fahrzeuge wurden repariert und Zugtiere beschafft. In den 1850er Jahren wurden dort Hunderte Wagen und mexikanische Carretas für die Reise ins Landesinnere ausgerüstet. Die Route führte zunächst nach San Antonio, dem großen Tor zum Westen, wo Vorräte ergänzt, Tiere ersetzt und neue Geschäfte abgeschlossen werden konnten. Für manche endete die Reise dort, für andere begann westlich der Stadt erst der schwierigste Abschnitt.

Je weiter die Karawanen nach Westen kamen, desto kleiner wurden die Siedlungen, bis sie schließlich über lange Strecken fast vollständig verschwanden.

Unterwegs mit einer Frachtkarawane

Versuchen wir, uns einer solchen Reise anzuschließen. Noch bevor die Sonne richtig über dem Horizont steht, beginnt im Lager die Arbeit. Männer gehen zwischen den Wagen entlang, Tiere werden angeschrirrt, Lederriemen geprüft und Wasservorräte kontrolliert. Vielleicht muss ein Rad noch einmal untersucht oder ein Geschirr geflickt werden, bevor sich die Karawane langsam in Bewegung setzt.

Ein schwer beladener Ochsenwagen kam kaum schneller voran als ein gehender Mensch. Unter guten Bedingungen konnten an einem Tag vielleicht fünfzehn bis zwanzig Meilen zurückgelegt werden, unter schlechten Bedingungen deutlich weniger. Der Boden entschied über das Tempo. Schlamm konnte einen Wagen festhalten, tiefer Sand raubte den Tieren die Kraft, Steine beschädigten Räder, und ein steiler Anstieg konnte Stunden kosten. Ein angeschwollener Fluss war imstande, die gesamte Reise für Tage aufzuhalten.

Die Männer saßen nicht bequem auf einem Kutschbock und betrachteten die Landschaft. Viele liefen über Stunden neben den Wagen, trieben Tiere an, halfen an schwierigen Stellen und arbeiteten jeden Tag daran, die Karawane überhaupt in Bewegung zu halten.

Ein Frachtwagen war dabei weit mehr als ein Transportmittel. Er war Lagerraum, Werkstatt und manchmal auch Schutz. Auf ihm lagen die Waren, mit denen Geld verdient werden sollte, aber ebenso wichtig waren die Vorräte und Werkzeuge, die die Karawane selbst zum Überleben brauchte. Nahrung, Wasserbehälter, Werkzeug, Ersatzteile, Seile, Decken und Waffen mussten mitgeführt werden, denn ein gebrochenes Rad oder eine beschädigte Achse waren keine kleinen Pannen. Es gab keine Werkstatt in der Nähe und niemanden, der einen liegen gebliebenen Wagen abschleppte.

Die Männer mussten deshalb reparieren können. Sie bearbeiteten Holz, flickten Leder, versorgten Tiere, suchten Wasser und lernten, das Wetter und die Landschaft zu lesen. Die Arbeit eines Frachters hatte wenig mit der späteren romantischen Vorstellung vom Wilden Westen zu tun. Es war ein Beruf für Menschen, die in der Lage waren, Probleme mit den Mitteln zu lösen, die ihnen gerade zur Verfügung standen.

Wasser bestimmte den Weg

Der wichtigste Punkt auf jeder Karte war nicht die nächste Stadt, sondern die nächste verlässliche Wasserstelle. Ein Mensch kann Hunger lange ertragen, ein schwer arbeitendes Zugtier in der Hitze der Chihuahua-Wüste dagegen keinen langen Wassermangel. Quellen, Flüsse und bekannte Wasserlöcher waren deshalb die eigentlichen Stationen des Trails.

Wer eine Wasserstelle verfehlte, riskierte die gesamte Karawane. Doch auch eine bekannte Quelle war keine Garantie. Eine Dürre konnte sie austrocknen, ein Wasserloch konnte verschmutzt sein, oder eine andere Gruppe von Reisenden hatte bereits ihre Tiere dort versammelt. Die Planung einer Reise war deshalb immer auch eine genaue Rechnung darüber, wie viele Menschen und Tiere unterwegs waren, wie viel Wasser transportiert werden konnte und wie weit es bis zum nächsten sicheren Platz war.

Ein Fehler bei dieser Planung konnte draußen in der Wüste tödlich werden.

Am Abend wurden die Wagen zusammengezogen und die Tiere versorgt. Die Männer entzündeten Feuer und kochten, was sich über lange Zeit transportieren ließ und nicht verdarb. Bohnen, Mehl, Kaffee und

getrocknetes Fleisch gehörten zu den typischen Vorräten. Danach begann häufig die Arbeit an den Wagen und Geschirren. Räder mussten kontrolliert, Lederriemen geflickt und Tiere untersucht werden.

Erst wenn diese Arbeiten erledigt waren, kam Ruhe ins Lager, doch vollständig sicher war eine solche Nacht nie. Die Waren auf den Wagen waren wertvoll, ebenso die Tiere, und Hilfe war oft mehrere Tagesreisen entfernt. Der Chihuahua Trail war eine Handelsstraße, aber er war keine sichere Straße.

Apachen und Comanchen

Wer über die Gefahren des Trails spricht, muss sich von den einfachen Bildern alter Westernfilme lösen. Die Geschichte bestand nicht aus weißen Siedlern auf der einen und Indianern auf der anderen Seite. Apachen und Comanchen waren keine Statisten in einer amerikanischen Eroberungsgeschichte, sondern verfolgten eigene politische, wirtschaftliche und militärische Interessen. Die Grenzen zwischen Mexiko, Texas und den Vereinigten Staaten hatten für sie zunächst kaum Bedeutung.

Besonders die Comanchen entwickelten im 18. und 19. Jahrhundert ein gewaltiges Machtgebiet. Ihre Routen führten weit nach Süden, und über den sogenannten Comanche Trail drangen Kriegs- und Raubzüge tief nach Nordmexiko vor. Pferde und Vieh wurden erbeutet, Gefangene genommen und Waren gehandelt. Krieg und Handel gingen dabei häufig ineinander über.

Auch Apachegruppen nutzten die Gebirge und Wüsten der Grenzregion und kannten Wasserstellen, Pässe und versteckte Wege besser als fast jeder Fremde. Eine Frachtkarawane konnte deshalb ein lohnendes Ziel darstellen, denn sie transportierte Waren, Waffen und wertvolle Tiere. Die Frachter reisten bewaffnet und möglichst in größeren Gruppen, doch auch eine große Karawane war nicht unverwundbar.

Gleichzeitig gab es Handel zwischen indigenen Gruppen, Mexikanern und Amerikanern. Menschen, die in einem Jahr gegeneinander kämpften, konnten zu einem anderen Zeitpunkt miteinander Geschäfte machen. Die Frontier war selten so eindeutig, wie sie später in Büchern und Filmen dargestellt wurde.

Fort Leaton

Kurz östlich des heutigen Presidio liegt eine der bemerkenswertesten Anlagen des alten Grenzlandes. Fort Leaton klingt nach Kavallerie, Flaggenmast und Soldaten, war ursprünglich jedoch kein reguläres Militärfort. Benjamin Leaton, ein Händler und Grenzgänger, machte die massive Adobeanlage in den 1840er Jahren zu seinem Wohnsitz und Handelsposten.

Die Lage war ausgezeichnet, denn der Chihuahua Trail führte durch die Region. Reisende brauchten Vorräte, Frachter einen geschützten Platz und Händler Kontakte auf beiden Seiten des Flusses. Fort Leaton war deshalb Wohnhaus, Lager, Handelsposten und befestigter Stützpunkt zugleich. Die dicken Adobeziegelwände boten Schutz gegen die Hitze und gegen mögliche Angriffe, während innerhalb der Anlage Waren gelagert und Geschäfte abgeschlossen wurden.

Fort Leaton gehörte allerdings zu einer Welt, in der Handel nur selten sauber von Politik, Gewalt und Schmuggel getrennt werden konnte. An der Grenze wurde mit Mexikanern, Amerikanern, indigenen Gruppen, Reisenden und Soldaten gehandelt. Wer Geschäfte machen wollte, fragte nicht immer zuerst nach der politischen Zugehörigkeit seines Kunden.

Milton Faver. Vom Frachter zum Rinderbaron

Einer der Männer, deren Leben eng mit dieser Welt verbunden war, hieß Milton Faver. Seine Geschichte zeigt beispielhaft, welche Möglichkeiten der Chihuahua Trail eröffnete. Faver kam als junger Mann nach Mexiko, ließ sich in Chihuahua nieder, heiratete Francisca Ramírez und begann im Frachtgeschäft.

Zunächst war sein Unternehmen klein, doch der Handel lohnte sich. Faver transportierte Waren zwischen Mexiko und Texas, nutzte den Chihuahua Trail und weitete seine Geschäfte aus. Die Arbeit blieb gefährlich, und bei einem Angriff wurde er schwer verwundet. Er überlebte und ließ sich später in der Region des heutigen Presidio County nieder, wo er ein weitläufiges Ranchunternehmen aufbaute, befestigte Anlagen errichtete und zu einem der frühen großen Viehzüchter der Region wurde.

Seine Geschichte macht deutlich, dass der Trail nicht nur Waren durch das Land brachte. Er brachte Menschen, und einige von ihnen blieben. Ein Mann konnte als Händler kommen, zum Frachter werden und schließlich eine Ranch aufbauen. Auf diese Weise veränderte die Straße die Landschaft und die Gesellschaft entlang ihrer Route.

Die Carreteros

In vielen Erzählungen über den amerikanischen Westen fehlen die mexikanischen Wagenführer fast vollständig, obwohl die Carreteros einen wesentlichen Teil des Transportwesens im Südwesten bildeten. Ihre schweren Carretas gehörten lange zum Bild der Straßen zwischen Mexiko und Texas, und sie kannten die Tiere, die Wege und die schwierigen Bedingungen dieser Reisen.

Der Handel auf dem Chihuahua Trail war deshalb niemals eine rein amerikanische Geschichte. Er war international. Mexikanische Händler arbeiteten mit amerikanischen Kaufleuten zusammen, hispanische Wagenführer transportierten amerikanische Waren, amerikanische Frachter lebten in Mexiko, und Familien unterhielten Verbindungen auf beiden Seiten des Rio Grande. Spanisch und Englisch mischten sich entlang der Route, ebenso die Gewohnheiten, Erfahrungen und Arbeitsweisen verschiedener Kulturen.

Der Trail verband deshalb nicht nur Märkte. Er verband Menschen.

Silber und Handel

Über den Chihuahua Trail wurden viele verschiedene Waren transportiert, doch ein Rohstoff gab der Wirtschaft Nordmexikos ihre besondere Bedeutung. Es war das Silber aus den Bergwerken Chihuahuas. Die Minen brauchten Maschinen, Werkzeuge und Vorräte, während sie gleichzeitig Werte erzeugten, die auf internationalen Märkten begehrt waren.

Silber und andere mexikanische Waren gingen nach Norden und Osten, während amerikanische und importierte Fertigwaren nach Süden transportiert wurden. Der Trail war damit Teil eines Wirtschaftssystems, das weit über Texas und Chihuahua hinausreichte. Ein Gegenstand, der in einer Mine im mexikanischen Hochland gebraucht wurde, konnte zuvor mit einem Schiff über den Golf von Mexiko gekommen sein. Er wurde in Indianola ausgeladen, auf einen Wagen gepackt, nach San Antonio gebracht und anschließend über Hunderte Meilen durch Texas gefahren. Am Rio Grande wechselte er erneut den Transportabschnitt und gelangte schließlich nach Chihuahua.

Heute bewältigt ein Lastwagen diese Entfernung in wenigen Tagen. Damals konnte die Reise Monate dauern.

Wie eine Straße das Land veränderte

Der Chihuahua Trail veränderte die Landschaft, denn überall dort, wo regelmäßig Wagen vorbeikamen, entstanden wirtschaftliche Möglichkeiten. Ein Schmied konnte Arbeit finden, ein Händler Vorräte verkaufen, ein Rancher Tiere liefern und ein Wirt Reisende versorgen. Entlang der Route entstanden neue Siedlungen, während ältere Orte wuchsen und an Bedeutung gewannen.

Die Straße brachte Geld, Nachrichten und neue Menschen. Sie verband abgelegene Regionen mit einer größeren Welt, und viele Orte in Westtexas entwickelten sich nicht zufällig dort, wo sie lagen. Sie lagen an Wegen, die von Menschen, Tieren und Waren genutzt wurden.

Am Rio Grande wird besonders deutlich, wie anders die Grenze damals funktionierte. Presidio und Ojinaga lagen zwar auf verschiedenen Seiten des Flusses, waren wirtschaftlich und gesellschaftlich jedoch eng miteinander verbunden. Menschen gingen hinüber und zurück, Waren wechselten die Seite, und Familien lebten beiderseits des Rio Grande.

Der Fluss trennte zwei Staaten, aber er trennte nicht automatisch die Menschen. Für die Händler des Chihuahua Trails war die Grenze deshalb kein Ende ihrer Reise, sondern ein Übergang.

Wochen auf der Straße

Eine Reise von Indianola nach Chihuahua bestand selten aus einem einzigen großen Abenteuer. Sie war vielmehr eine lange Folge kleiner Probleme, von denen jedes einzelne die gesamte Unternehmung gefährden konnte. Ein Tier begann zu lahmen, ein Rad lockerte sich, das Wetter änderte sich oder eine Wasserstelle erwies sich als schlechter als erwartet. Vielleicht wurde ein Mann krank oder ein Wagen musste zurückbleiben, während die übrige Karawane wartete.

Jeder Tag kostete Vorräte, jeder verlorene Ochse bedeutete weniger Zugkraft, und jede Verzögerung konnte den gesamten Zeitplan verändern. Trotzdem mussten die Wagen weiter, denn das Ziel lag noch hinter vielen Horizonten.

Vielleicht liegt genau darin die eigentliche Geschichte des Trails. Nicht im großen Drama, sondern in der Fähigkeit, jeden Morgen wieder aufzubrechen und die Wagen weiterzubringen.

Bürgerkrieg, Sturm und Eisenbahn

Auch der amerikanische Bürgerkrieg veränderte die Bedeutung der Handelswege durch Texas. Die Blockade der konföderierten Häfen erschwerte den Transport von Waren, und Baumwolle, Waffen und andere Güter suchten neue Wege. Die Grenze zu Mexiko gewann dadurch an Bedeutung, und alte Straßen wurden plötzlich Teil eines größeren politischen und wirtschaftlichen Konflikts.

Wieder zeigte sich, was den Chihuahua Trail immer ausgezeichnet hatte. Er war mehr als eine einzelne Straße. Er war eine Verbindung zwischen verschiedenen Wirtschaftsräumen, und solange irgendwo Waren gebraucht wurden, die an einem anderen Ort vorhanden waren, fanden Menschen einen Weg, sie zu transportieren.

Das Ende des Chihuahua Trails kam nicht mit einem letzten Wagenzug. Es begann schrittweise. Im Jahr 1875 traf ein schwerer Hurrikan Indianola. Die Stadt wurde verwüstet, viele Menschen starben, und obwohl der Hafen wieder aufgebaut wurde, hatte die Katastrophe ihn schwer getroffen. 1886 kam ein weiterer Hurrikan, nach dem die Stadt weitgehend aufgegeben wurde. Heute ist von Indianola kaum noch etwas übrig.

Der Sturm allein beendete die alte Welt der Frachter jedoch nicht. Ein anderer Gegner war längst unterwegs, und gegen ihn konnte kein Ochsenwagen bestehen. Die Eisenbahn transportierte mehr Waren in kürzerer Zeit und brauchte weder Wasserstellen für Hunderte Zugtiere noch Weideland oder wochenlange Reparaturen am Trail. Als die Schienen Texas und den Südwesten erschlossen, verlor die alte Frachtstraße nach und nach ihre wirtschaftliche Grundlage.

Die Wagen verschwanden nicht sofort, doch ihre große Zeit war vorbei.

Was blieb

Straßen verschwinden selten vollständig, denn Menschen wählen ihre Wege aus bestimmten Gründen. Ein Pass bleibt ein Pass, ein Flusstal bleibt ein Flusstal, und eine günstige Stelle zur Überquerung eines Flusses bleibt auch für spätere Generationen von Bedeutung. Deshalb wurden Teile alter Trails später zu modernen Straßen, während andere Abschnitte unter Weideland, Städten und neuen Verkehrswegen verschwanden.

Doch die Landschaft erinnert sich. Presidio und Ojinaga liegen noch immer dort, wo Menschen seit Jahrhunderten den Rio Grande überqueren. Fort Leaton steht weiterhin in der Wüste, und die alten Ranches erzählen von Männern wie Milton Faver. Irgendwo unter Asphalt, Staub und Gras liegen noch immer die Spuren der Wagen.

Der Chihuahua Trail war keine Straße im modernen Sinn und besaß nicht über seine gesamte Länge einen einzigen festgelegten Verlauf. Er war ein Netz aus indigenen Pfaden, spanischen Kolonialrouten, mexikanischen Handelswegen und amerikanischen Frachtstraßen. Er verband eine Hafenstadt am Golf von Mexiko mit San Antonio, Westtexas, dem Rio Grande und den Bergbauregionen Chihuahuas.

Seine Bedeutung geht jedoch weit über den Transport von Waren hinaus. Auf diesem Trail begegneten sich die alten Kulturen von La Junta, spanische Missionare und Soldaten, mexikanische Carreteros, amerikanische Händler, Apachen, Comanchen, Rancher, Frachter und Abenteurer. Einige kamen nur vorbei, andere blieben und bauten sich in dieser Landschaft ein neues Leben auf.

Der Chihuahua Trail war keine romantische Straße durch den Wilden Westen. Er war heiß, staubig, anstrengend und gefährlich. Menschen verdienten auf ihm Geld, andere verloren ihre Waren, ihre Tiere oder ihr Leben. Wagen zerbrachen, Tiere verendeten, Städte entstanden und Grenzen verschoben sich. Schließlich kamen die Hurrikans und die Eisenbahn, und irgendwann wurde es still auf der alten Straße.

Wenn wir heute am Rio Grande bei Presidio stehen, befinden wir uns dennoch an einem Ort, an dem Menschen schon lange vor den Cowboys den Fluss überquerten. Der Rio Grande fließt noch immer durch die Wüste, die Berge stehen noch dort, wo die alten Karawanen sie sahen, und auch die Wege durch die Landschaft sind nicht vollständig verschwunden.

Nur die Wagen sind nicht mehr da.

Quellenverzeichnis

Der Chihuahua Trail und seine Route

Texas Historical Commission: „The Chihuahua Road“, Texas Historic Sites Atlas.
Texas State Historical Association: „Presidio County“, Handbook of Texas
Texas Beyond History: „Trails of the Trans-Pecos“.
Calhoun County Historical Commission: „Indianola, Texas and the Chihuahua Road“.
Texas Historical Commission: „Old Government Road“, Texas Historic Sites Atlas.
La Junta de los Ríos und die alten Wege
Texas Beyond History: „La Junta de los Ríos“.
Texas State Historical Association: „La Junta de los Ríos“, Handbook of Texas.
Texas Parks and Wildlife Department: Fort Leaton State Historic Site.
Álvar Núñez Cabeza de Vaca
Cabeza de Vaca, Álvar Núñez: „La Relación“, erstmals veröffentlicht 1542.
Library of Congress: Ausgaben und historische Überlieferung der Berichte von Álvar Núñez Cabeza de Vaca.
Baskett, James Newton: „A Study of the Route of Cabeza de Vaca“, Texas State Historical Association Quarterly. Der Name Chihuahua
Instituto Nacional de Antropología e Historia, Mexiko.
Historische und sprachwissenschaftliche Darstellungen zur Herkunft des Namens Chihuahua.
Die indigenen Völker Chihuahuas
Instituto Nacional de Antropología e Historia: Veröffentlichungen zur Sierra Tarahumara und zu den Rarámuri.
Instituto Nacional de Antropología e Historia: Forschungen zu den Missionen im nördlichen Mexiko.
Texas Beyond History: „La Junta de los Ríos“.

Fort Leaton und Benjamin Leaton

Texas Parks and Wildlife Department: „Fort Leaton State Historic Site History“.
Texas State Historical Association: „Presidio County“, Handbook of Texas.

Milton Faver

Texas State Historical Association: „Milton Faver“, Handbook of Texas.
Texas State Historical Association: „Presidio County“, Handbook of Texas.

Apachen, Comanchen und die Grenzregion

Texas State Historical Association: Beiträge zur Geschichte der Apachen und Comanchen in Texas und Nordmexiko.
Texas Beyond History: Beiträge zur Geschichte des Trans-Pecos und des Big Bend.
National Park Service und Texas Parks and Wildlife Department: historische Darstellungen der Big-Bend-Region.

Carreteros und Frachtverkehr

Calhoun County Historical Commission: „Indianola, Texas and the Chihuahua Road“.
Texas Historical Commission: historische Marker zum Chihuahua Road und zu den frühen Verkehrswegen Westtexas.

Indianola und die Hurrikans

Texas State Historical Association: „Indianola Hurricanes“, Handbook of Texas.
Texas State Historical Association: „Indianola, Texas“, Handbook of Texas.
Texas State Historical Association: „Hurricanes“, Handbook of Texas.
Eisenbahn und Ende der alten Frachtstraßen
Texas State Historical Association: Beiträge zur Eisenbahngeschichte Westtexas und Indianolas.
Texas State Historical Association: „Indianola Railroad“ und „Gulf, Western Texas and Pacific Railway“.

Hinweis zur historischen Route

Der Chihuahua Trail war keine einzelne, über Jahrhunderte unverändert verlaufende Straße. Der Begriff bezeichnet verschiedene historische Verbindungen zwischen Chihuahua, dem Rio Grande und Texas. Routen konnten sich je nach Zeit, politischer Lage, Wasserverfügbarkeit, Transportmittel und Zielort verändern. Die im Artikel beschriebene Strecke von Indianola über San Antonio und Westtexas zum Raum Presidio und Ojinaga und weiter nach Chihuahua City stellt den großen Handelszusammenhang des 19. Jahrhunderts dar.

Auch einzelne Wegpunkte und Streckenführungen müssen mit Vorsicht behandelt werden. Eine moderne Karte kann den Trail deshalb nur vereinfacht darstellen. Sie sollte nicht den Eindruck erwecken, es habe eine einzige, exakt vermessene Straße gegeben, die über die gesamte Nutzungszeit unverändert blieb.

Zentrale Quellen im Internet

Texas State Historical Association, Handbook of Texas
Texas Historical Commission, Texas Historic Sites Atlas
Texas Beyond History, University of Texas at Austin
Texas Parks and Wildlife Department
Instituto Nacional de Antropología e Historia, Mexiko
Library of Congress
National Park Service
Calhoun County Historical Commission

Das Pferd des Cowboys

Pferdekauf, Pferdehandel und die verborgene Wirtschaftsmacht des amerikanischen Westens

Wenn heute vom Wilden Westen gesprochen wird, denken die meisten Menschen zunächst an Cowboys, Colts, Winchester-Gewehre und staubige Hauptstraßen kleiner Grenzstädte. Hollywood hat dieses Bild über mehr als ein Jahrhundert geprägt und dabei den Eindruck vermittelt, die Geschichte des amerikanischen Westens sei vor allem eine Geschichte bewaffneter Männer gewesen, die sich ihren Weg durch eine gesetzlose Welt bahnten.

Historisch betrachtet ist diese Vorstellung allerdings nur ein kleiner Ausschnitt einer wesentlich größeren und faszinierenderen Geschichte.

Die eigentliche Entwicklung des amerikanischen Westens wurde nicht vom Revolver bestimmt. Sie wurde von drei Dingen getragen: dem Rind, der Eisenbahn und dem Pferd. Von diesen drei Faktoren war das Pferd ohne Zweifel die bedeutendste Voraussetzung für die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung des amerikanischen Kontinents. Ohne Pferde hätte es weder die großen Viehtriebe nach Kansas gegeben, noch die Entstehung der legendären Ranches von Texas, Montana und Wyoming. Der Cowboy wäre niemals zur Ikone Amerikas geworden, und selbst die Expansion der Vereinigten Staaten nach Westen wäre in ihrer bekannten Form kaum denkbar gewesen.

Erstaunlicherweise wird die Bedeutung des Pferdes in vielen populären Darstellungen des Wilden Westens nur am Rande behandelt. Dabei war das Pferd weit mehr als ein Reittier. Es war Arbeitsgerät, Kapitalanlage, Handelsware, Statussymbol, Zahlungsmittel und oftmals der wertvollste Besitz seines Eigentümers. Ganze Wirtschaftszweige entstanden rund um Zucht,



Ausbildung und Handel dieser Tiere. Pferde wurden über Tausende von Kilometern getrieben, in Zeitungsanzeigen angeboten, versteigert, versichert und gestohlen. Sie entschieden über Wohlstand und Armut, über Erfolg und Scheitern einer Ranch und nicht selten über Leben und Tod ihres Reiters.

Besonders interessant ist die Tatsache, dass der klassische Cowboy, wie wir ihn heute kennen, häufig gar kein eigenes Pferd besaß. Die meisten Cowboys waren einfache Rancharbeiter. Ihre Pferde gehörten den Ranchbesitzern, wurden in großen Herden gehalten und je nach Arbeitsaufgabe gewechselt. Das romantische Bild des einsamen Cowboys, der sein ganzes Leben mit einem einzigen treuen Pferd verbringt, ist weitgehend ein Produkt der Literatur des frühen 20. Jahrhunderts und der späteren Filmindustrie.

Die Geschichte des Pferdes im amerikanischen Westen beginnt zudem wesentlich früher als die Geschichte der Cowboys. Sie beginnt vor mehreren Millionen Jahren in Nordamerika, führt über sein vollständiges Aussterben auf dem amerikanischen Kontinent und seine spektakuläre Rückkehr durch die spanischen Konquistadoren im 16. Jahrhundert. Sie erzählt von den mexikanischen Vaqueros, den Reitervölkern der Great Plains, den großen Pferdeimperien der Comanche und den gewaltigen Pferdemarkten des 19. Jahrhunderts. Aus der Sicht der historischen Amerikanistik ist das Pferd weit mehr als ein Fortbewegungsmittel des Wilden Westens. Es ist einer der Schlüssel zum Verständnis der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung des amerikanischen Westens. Seine Geschichte verbindet die Kulturen Spaniens, Mexikos, der indigenen Völker Nordamerikas und der Vereinigten Staaten zu einem faszinierenden historischen Gesamtbild.

Dieser Beitrag möchte deshalb bewusst neue Wege gehen. Er soll nicht nur beantworten, wo Cowboys ihre Pferde kauften oder wie viel ein gutes Ranchpferd kostete. Vielmehr soll er die Geschichte des Pferdes im amerikanischen Westen in ihrer gesamten historischen Bedeutung erzählen.

Vielleicht werden Sie nach der Lektüre dieses Artikels den berühmten Colt im Halfter des Cowboys etwas weniger beachten und stattdessen auf das Tier blicken, das ihn überhaupt erst zu einem Cowboy gemacht hat.

Denn eines steht historisch außer Frage: Nicht der Revolver hat den Westen erobert. Es war das Pferd.

Kapitel 1

Amerika war einmal pferdelos

Die Geschichte des Pferdes im amerikanischen Westen beginnt mit einer historischen Tatsache, die viele Menschen überrascht. Das Pferd ist ursprünglich kein europäisches Tier. Seine Geschichte begann vor etwa 55 Millionen Jahren ausgerechnet dort, wo später Cowboys und Indianer ihre Pferde reiten sollten: in Nordamerika.

Der kleine Vorfahre unserer heutigen Pferde trug den wissenschaftlichen Namen *Eohippus* und war kaum größer als ein Fuchs. Er besaß mehrere Zehen an seinen Vorder- und Hinterläufen und lebte in den dichten Wäldern des damaligen Nordamerikas. Über Millionen von Jahren entwickelte sich aus ihm der moderne Pferdetyp, der sich über Landbrücken nach Asien und Europa ausbreitete.

Während sich die Pferde in Eurasien erfolgreich weiterentwickelten, geschah in Nordamerika etwas Erstaunliches. Vor etwa 10.000 bis 12.000 Jahren verschwanden sämtliche Wildpferde des amerikanischen Kontinents vollständig. Bis heute diskutieren Historiker, Archäologen und Paläontologen über die genauen Ursachen ihres Aussterbens. Wahrscheinlich war es eine Kombination aus klimatischen Veränderungen am Ende der letzten Eiszeit sowie der zunehmenden Jagd durch die ersten Menschen Nordamerikas.

Fest steht jedoch, dass Nordamerika für fast zehntausend Jahre ein Kontinent ohne Pferde war.

Als die ersten europäischen Entdecker die Neue Welt betraten, existierte in Nordamerika kein einziges Pferd mehr. Weder die großen Kulturen Mittelamerikas noch die zahlreichen indigenen Völker Nordamerikas kannten das Pferd als Haus- oder Nutztier. Sie verfügten weder über Pferdezucht noch über Reitkultur oder Pferdehandel.

Diese Tatsache hatte erhebliche Auswirkungen auf die Entwicklung der nordamerikanischen Kulturen. Die großen Jagdgesellschaften der Great Plains waren auf ihre eigenen körperlichen Fähigkeiten sowie auf Hunde als Lasttiere angewiesen. Die sogenannten Travois, einfache Schleifgestelle aus Holzstangen, wurden von Hunden gezogen und dienten dem Transport von Besitz und Ausrüstung. Die Mobilität der damaligen Gesellschaften war daher deutlich eingeschränkter als in den Reiterkulturen Europas und Asiens.

Die Vorstellung eines berittenen Indianers ist daher historisch betrachtet ein relativ junges Phänomen. Noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatte kein Angehöriger eines indigenen Volkes Nordamerikas jemals ein Pferd gesehen.

Als Hernán Cortés im Jahr 1519 mit seinen Männern an der Küste Mexikos landete, brachte er neben Waffen, Rüstungen und Schießpulver auch sechzehn Pferde mit in die Neue Welt. Diese geringe Zahl sollte die Geschichte eines gesamten Kontinents nachhaltig verändern.

Die Berichte der spanischen Chronisten vermitteln eindrucksvoll, welche Wirkung die Pferde auf die indigene Bevölkerung hatten. Viele Menschen glaubten zunächst, Pferd und Reiter seien ein einziges Wesen. Ein bewaffneter Konquistador auf einem Pferd stellte für zahlreiche Völker Mesoamerikas ein vollkommen unbekanntes und furchteinflößendes Erscheinungsbild dar.

Die militärische Bedeutung der Pferde war enorm. Sie verliehen den Spaniern nicht nur eine überlegene Mobilität, sondern besaßen auch einen erheblichen psychologischen Effekt. Die Fähigkeit, schnell anzugreifen, zu verfolgen oder sich zurückzuziehen, verschaffte den Konquistadoren einen entscheidenden Vorteil gegenüber ihren Gegnern.

Bereits wenige Jahre nach der spanischen Eroberung Mexikos entstanden die ersten großen Pferdezuchten der Neuen Welt. Spanien erkannte früh den strategischen Wert der Pferde und versuchte zunächst sogar, ihre Verbreitung unter der indigenen Bevölkerung zu verhindern. Pferde galten als militärisches Gut und sollten ausschließlich unter spanischer Kontrolle bleiben.

Doch wie so oft in der Geschichte ließen sich Tiere nicht dauerhaft kontrollieren. Pferde entliefen, wurden gestohlen oder gingen während militärischer Expeditionen verloren. Schon im Laufe des 16. Jahrhunderts begannen sich einzelne Tiere in der freien Wildbahn zu vermehren. Gleichzeitig verbreitete sich die Pferdezucht in den spanischen Kolonien Nordamerikas zunehmend nach Norden.

Die Rückkehr des Pferdes nach Nordamerika war damit eingeleitet.

Historisch betrachtet handelt es sich um einen einzigartigen Vorgang. Ein Tier, das ursprünglich auf dem amerikanischen Kontinent entstanden war, kehrte nach einer Abwesenheit von nahezu zehntausend Jahren als Begleiter europäischer Eroberer in seine alte Heimat zurück. Nur wenige Jahrzehnte später sollte es das

Leben zahlreicher indigener Völker grundlegend verändern und schließlich zum wichtigsten Arbeits- und Wirtschaftstier des amerikanischen Westens werden.

Ohne die Rückkehr des Pferdes gäbe es heute keine Geschichten über Cowboys, keine gewaltigen Viehtriebe durch Texas und keine romantischen Bilder vom Wilden Westen. Die gesamte Kultur des amerikanischen Westens basiert letztlich auf einer historischen Entwicklung, die mit lediglich sechzehn Pferden an der Küste Mexikos begann.

Die meisten Westernfilme beginnen mit dem Cowboy im Sattel. Aus historischer Sicht beginnt die Geschichte des Pferdes im amerikanischen Westen jedoch Jahrtausende früher und mit einer beinahe ironischen Erkenntnis: Amerika schenkte der Welt das Pferd, verlor es wieder und erhielt es erst durch Europa zurück.

Viele amerikanische Historiker vertreten heute die Auffassung, dass die Einführung des Pferdes zu den bedeutendsten technologischen und kulturellen Veränderungen in der Geschichte Nordamerikas gehört. Einige Anthropologen vergleichen die Auswirkungen des Pferdes sogar mit der Einführung des Automobils im frühen 20. Jahrhundert. Innerhalb weniger Generationen veränderte das Pferd Handelswege, Kriegsführung, Jagdmethoden, Wirtschaftssysteme und die gesellschaftlichen Strukturen ganzer Völker.

Ohne die Rückkehr des Pferdes hätte es den amerikanischen Westen, wie wir ihn heute kennen, niemals gegeben.

Kapitel 2

Die Spanier bringen das Pferd zurück nach Amerika

Wenn man heute an die spanischen Konquistadoren denkt, erscheinen vor dem inneren Auge meist Männer in glänzenden Brustpanzern mit Schwertern und Arkebussen. Historisch betrachtet war ihre wichtigste "Waffe" jedoch häufig das Pferd. Es verlieh ihnen eine Mobilität und Schlagkraft, die den Völkern der Neuen Welt vollkommen unbekannt war.

Dabei war das Pferd für die Spanier weit mehr als ein Transportmittel. Im Spanien des späten Mittelalters galt ein gutes Pferd als Zeichen von Wohlstand, Adel und militärischer Macht. Die jahrhundertelange Reconquista hatte eine hoch entwickelte Reitkultur hervorgebracht, die sowohl europäische als auch maurische Einflüsse vereinte. Spanische Kriegspferde gehörten im 15. und 16. Jahrhundert zu den begehrtesten Tieren Europas. Die Pferde, die Christoph Kolumbus bei seiner zweiten Reise im Jahr 1493 in die Karibik brachte, waren die ersten Hauspferde der Neuen Welt. Zunächst handelte es sich nur um wenige Tiere, die ausschließlich der Versorgung spanischer Siedlungen dienten. Niemand ahnte damals, dass diese kleine Gruppe von Pferden den gesamten nordamerikanischen Kontinent grundlegend verändern würde.

Die eigentliche Revolution begann jedoch im Jahr 1519.

Als Hernán Cortés seine Expedition nach Mexiko führte, verfügte er lediglich über sechzehn Pferde. Historisch gesehen erscheint diese Zahl beinahe lächerlich gering. Dennoch spielten diese Tiere eine entscheidende Rolle bei der Eroberung des Aztekenreiches. Die spanischen Chronisten Bernal Díaz del Castillo und Francisco López de Gómara berichten mehrfach über die psychologische Wirkung der Pferde auf die indigene Bevölkerung.

Die Azteken hatten niemals zuvor ein Pferd gesehen. Die Vorstellung eines schwer bewaffneten Reiters auf einem großen Tier sprengte jede bisherige Erfahrung. Zahlreiche frühe Berichte schildern, dass manche indigene Beobachter zunächst glaubten, Pferd und Reiter seien ein einziges Wesen.

Der militärische Vorteil der Spanier lag dabei weniger in der Anzahl ihrer Pferde als vielmehr in deren Einsatzmöglichkeiten. Ein berittener Soldat konnte innerhalb kürzester Zeit große Entfernungen überwinden, gegnerische Linien durchbrechen und schnelle Angriffe durchführen. Hinzu kam der enorme Einschüchterungseffekt.

Doch die eigentliche Bedeutung der spanischen Pferde lag nicht in ihrer militärischen Verwendung, sondern in ihrer späteren Verbreitung über den gesamten amerikanischen Kontinent.

Bereits wenige Jahrzehnte nach der spanischen Eroberung Mexikos entstanden große Pferdezuchten in den spanischen Kolonien. Die spanische Krone erkannte den wirtschaftlichen und militärischen Wert der Tiere und versuchte zunächst, den Besitz von Pferden streng zu kontrollieren. Pferde waren kostbar, ihre Zucht aufwendig und ihre Verbreitung sollte möglichst ausschließlich den spanischen Siedlern vorbehalten bleiben. Die Geschichte verlief allerdings anders.

Pferde entliefen immer wieder aus den Siedlungen. Sie wurden gestohlen, gingen bei Expeditionen verloren oder gelangten durch Tauschgeschäfte in die Hände der indigenen Bevölkerung. Besonders die riesigen und oftmals nur dünn besiedelten Gebiete des heutigen Mexikos, Texas, New Mexicos und Arizonas boten ideale Voraussetzungen für verwilderte Pferdeherden.

Schon im 16. Jahrhundert berichteten spanische Chronisten von frei lebenden Pferden in Nordamerika. Aus diesen Tieren sollten später die berühmten Mustangs des amerikanischen Westens entstehen.

Die Bezeichnung Mustang stammt übrigens vom spanischen Wort *mestengo* beziehungsweise *mesteño*. Es bezeichnete ursprünglich herrenlose oder frei umherstreifende Tiere, die keinem Besitzer zugeordnet werden konnten. Erst später entwickelte sich daraus die heute weltweit bekannte Bezeichnung für die Wildpferde Nordamerikas.

Besonders faszinierend ist die Geschwindigkeit, mit der sich das Pferd auf dem amerikanischen Kontinent verbreitete. Historiker gehen heute davon aus, dass sich Pferde innerhalb von weniger als zweihundert Jahren von Mexiko aus über nahezu ganz Nordamerika ausgebreitet hatten. Handelswege, Kriegszüge und Tauschgeschäfte sorgten dafür, dass immer mehr indigene Völker Zugang zu den neuen Tieren erhielten.

Dabei waren die Pferde der Spanier keineswegs einheitlich. Sie stammten aus verschiedenen Zuchtlinien der Iberischen Halbinsel und waren das Ergebnis jahrhundertelanger Selektion. Zu ihren Vorfahren gehörten unter anderem die Andalusier, die Jennets sowie die robusten Berberpferde Nordafrikas. Gerade diese Mischung erwies sich für die klimatischen Bedingungen des amerikanischen Südwestens als nahezu ideal.

Die spanischen Pferde waren kleiner als viele moderne Reitpferde, verfügten jedoch über Eigenschaften, die sie für das Leben im amerikanischen Westen geradezu prädestinierten. Sie galten als ausdauernd, intelligent, trittsicher und äußerst genügsam. Viele Tiere konnten über große Entfernungen mit erstaunlich wenig Wasser und Futter auskommen.

Genau diese Eigenschaften sollten später sowohl die mexikanischen Vaqueros als auch die Cowboys des amerikanischen Westens besonders schätzen lernen.

Während in Europa bereits hoch spezialisierte Zuchtprogramme existierten, entwickelte sich in den spanischen Kolonien eine neue Form der Pferdezucht. Die riesigen Weideflächen ermöglichten eine weitgehend natürliche Aufzucht der Tiere. Pferde mussten sich unter teilweise extremen klimatischen Bedingungen behaupten. Nur die widerstandsfähigsten Tiere überlebten und vermehrten sich erfolgreich.

Die Natur selbst wurde zum Zuchtmeister des amerikanischen Westens.

Heute wird die Geschichte des amerikanischen Westens häufig mit dem Jahr 1865 oder den großen Viehtrieben nach Kansas in Verbindung gebracht. Tatsächlich begann die eigentliche Pferdeggeschichte des Westens jedoch bereits mehr als dreihundert Jahre früher mit einigen wenigen spanischen Pferden, die den Atlantik überquerten.

Ohne die spanischen Konquistadoren gäbe es weder Mustangs noch Cowboys. Es gäbe keine Comanche-Krieger, die ihre Gegner im Galopp mit Pfeil und Bogen bekämpften, keine mexikanischen Vaqueros und keine legendären Viehtriebe durch Texas.

Das Pferd war somit die erste große technologische Revolution des amerikanischen Westens. Lange bevor die Eisenbahn den Kontinent erschloss und Jahrzehnte bevor Samuel Colt seinen berühmten Revolver entwickelte, hatten die Spanier bereits das Tier eingeführt, das die Geschichte Nordamerikas für immer verändern sollte.

Kapitel 3

Die Geburt der Mustangs und die ersten Wildpferde Nordamerikas

Es gibt wohl kaum ein Tier, das so eng mit dem Mythos des amerikanischen Westens verbunden ist wie der Mustang. Noch heute sieht man vor seinem geistigen Auge eine Herde frei galoppierender Pferde, die durch die endlosen Landschaften Nevadas, Wyomings oder Montanas zieht. Der Mustang gilt als Symbol für Freiheit, Unabhängigkeit und den ungezähmten Geist des Wilden Westens.

Historisch betrachtet ist seine Geschichte jedoch wesentlich faszinierender als die romantischen Darstellungen der Literatur und des Films vermuten lassen.

Der Mustang war niemals ein "Wildpferd" im eigentlichen Sinne. Vielmehr handelt es sich um verwilderte Hauspferde, deren Vorfahren aus Spanien stammten und im Laufe von Jahrhunderten die unterschiedlichsten genetischen Einflüsse aufgenommen haben. Der Mustang ist somit ein lebendes Stück amerikanischer Geschichte.

Die ersten Pferde, die sich in Nordamerika frei vermehren konnten, entstammten den spanischen Kolonien des 16. Jahrhunderts. Bereits wenige Jahrzehnte nach der Ankunft der Spanier berichteten Chronisten von entlaufenen Pferden in Mexiko und den nördlichen Grenzregionen der spanischen Kolonien. Diese Tiere fanden ideale Lebensbedingungen vor. Die gewaltigen Graslandschaften Nordamerikas boten nahezu unerschöpfliche Weideflächen, und natürliche Feinde spielten für ausgewachsene Pferde nur eine untergeordnete Rolle.

Was heute häufig übersehen wird: Die spanischen Pferde waren bereits außergewöhnlich robust. Jahrhunderte der Zucht auf der Iberischen Halbinsel hatten Tiere hervorgebracht, die mit Hitze, Trockenheit

und schwierigen Geländeverhältnissen hervorragend zurechtkamen. Diese Eigenschaften machten sie geradezu perfekt für die Landschaften des heutigen Texas, New Mexico und Arizona.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts begann eine Entwicklung, die Historiker heute als eine der größten biologischen und kulturellen Veränderungen Nordamerikas bezeichnen. Die Population frei lebender Pferde wuchs explosionsartig. Pferdeherden breiteten sich entlang alter Handelswege und Flusssysteme immer weiter nach Norden aus. Besonders nach dem sogenannten Pueblo-Aufstand des Jahres 1680 in New Mexico kam es zu einem Ereignis von enormer historischer Bedeutung.

Die Pueblo-Völker erhoben sich gegen die spanische Herrschaft und vertrieben die Kolonialverwaltung aus Santa Fe. Im Verlauf des Aufstandes fielen mehrere tausend Pferde in die Hände der indigenen Bevölkerung oder entkamen in die Wildnis. Viele Historiker betrachten dieses Ereignis als einen Wendepunkt in der Geschichte Nordamerikas. Innerhalb weniger Jahrzehnte gelangten große Pferdebestände in die Hände zahlreicher indigener Völker der Great Plains.

Von diesem Zeitpunkt an verbreitete sich das Pferd mit erstaunlicher Geschwindigkeit über den gesamten amerikanischen Westen.

Die Comanche, Kiowa, Cheyenne, Lakota, Crow, Blackfeet und zahlreiche weitere Völker entwickelten innerhalb weniger Generationen hoch spezialisierte Reiterkulturen. Das Pferd veränderte ihre Jagdmethoden, ihre Kriegsführung und ihre gesamte wirtschaftliche Organisation. Es wäre daher historisch nicht falsch zu behaupten, dass das Pferd die Kulturen Nordamerikas in ähnlicher Weise revolutionierte, wie die Dampfmaschine die Industrialisierung Europas beeinflusste.

Doch zurück zu den Mustangs.

Im 18. Jahrhundert existierten bereits gewaltige Wildpferdeherden im amerikanischen Westen. Zeitgenössische Berichte sprechen teilweise von mehreren Tausend Tieren umfassenden Herden. Amerikanische Pelzhändler und frühe Entdecker schilderten immer wieder den beeindruckenden Anblick unzähliger Pferde, die sich über die endlosen Prärien bewegten.

Der berühmte amerikanische Naturforscher George Catlin berichtete beispielsweise in den 1830er Jahren von riesigen Pferdeherden in den Great Plains. Auch zahlreiche Armeeoffiziere erwähnten die beeindruckende Anzahl frei lebender Pferde in ihren Berichten.

Dabei unterschieden sich die frühen Mustangs erheblich von den Tieren, die man heute häufig in amerikanischen

Schutzgebieten beobachten kann. Ihre genetische Vielfalt war wesentlich größer. Im Laufe der Jahrhunderte mischten sich immer wieder Pferde unterschiedlicher Herkunft unter die Wildherden.

Amerikanische Ranchpferde, Kavalleriepferde der US-Armee und Tiere



mexikanischer Vaqueros fanden ihren Weg in die Populationen der Mustangs.

Der Mustang des 19. Jahrhunderts war daher gewissermaßen ein genetisches Archiv des amerikanischen Westens.

Interessanterweise galten Mustangs unter Cowboys keineswegs immer als besonders begehrte Reitpferde. Hollywood vermittelt häufig den Eindruck, jeder Cowboy habe von einem Mustang geträumt. Die historische Realität sah deutlich nüchterner aus.

Mustangs waren ausgesprochen intelligent, robust und ausdauernd. Gleichzeitig galten sie aber auch als eigensinnig und teilweise schwierig auszubilden. Viele Ranchbesitzer bevorzugten daher bereits eingerittene Arbeitspferde oder züchteten ihre eigenen Ranchpferde. Ein Mustang war vor allem deshalb interessant, weil er ausgesprochen günstig zu erwerben war.

Ein eingefangener Mustang kostete in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oftmals nur zwischen fünf und fünfzehn Dollar. Dies entsprach in vielen Fällen lediglich einem Viertel des Preises eines gut ausgebildeten

Ranchpferdes. Der geringe Kaufpreis hatte allerdings seinen Grund. Der Käufer musste zunächst erheblichen Zeitaufwand in die Ausbildung des Tieres investieren.

Das Einreiten eines Mustangs war im amerikanischen Westen eine hoch angesehene Fähigkeit. Besonders erfahrene Pferdeausbilder konnten innerhalb weniger Wochen aus einem wilden Pferd ein zuverlässiges Arbeitstier machen. Zahlreiche Cowboys verdienten sich auf diese Weise ein zusätzliches Einkommen.

Die Ausbildung eines Mustangs unterschied sich dabei teilweise erheblich von modernen Methoden der Pferdeausbildung. Geduld war zwar wichtig, doch die Anforderungen des Ranchlebens verlangten oftmals eine schnelle Einsatzfähigkeit der Tiere. Ein gutes Ranchpferd musste innerhalb kurzer Zeit lernen, Rinder zu treiben, auf Zuruf zu reagieren und auch unter schwierigen Bedingungen ruhig zu bleiben.

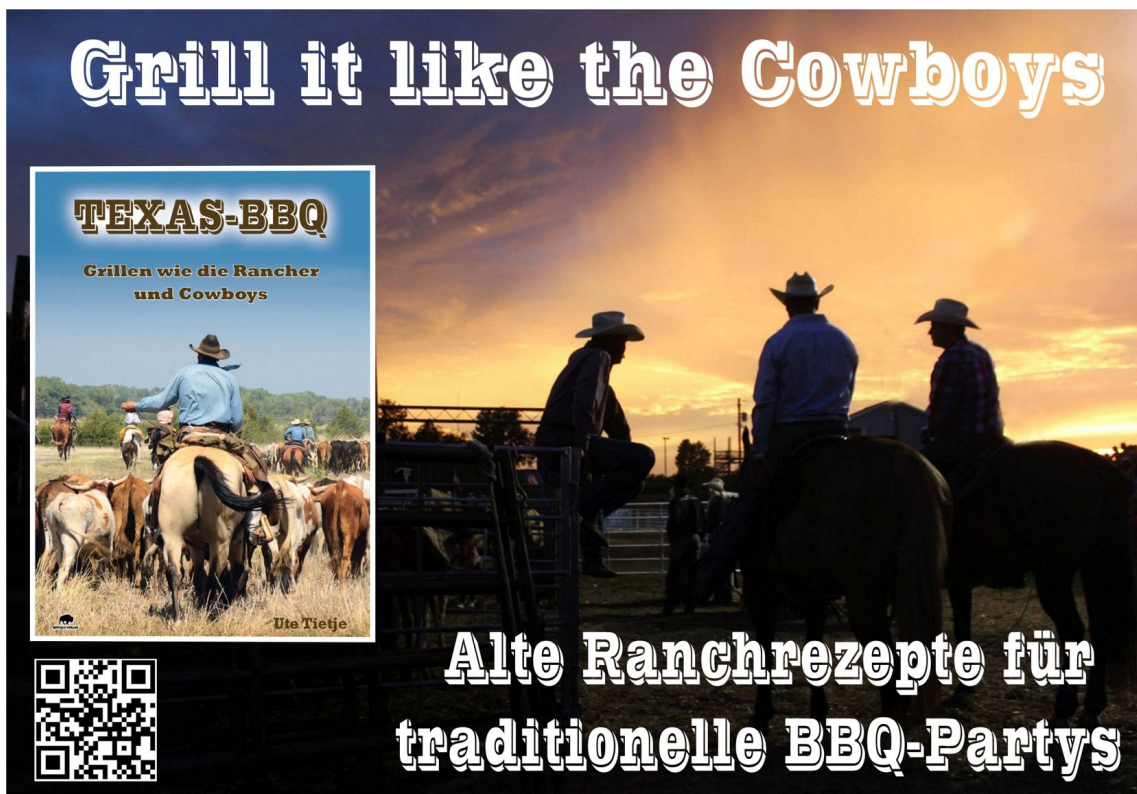
Heute verbindet man den Begriff Mustang häufig ausschließlich mit Freiheit und Abenteuer. Historisch betrachtet war der Mustang jedoch in erster Linie ein Wirtschaftsfaktor. Millionen von Dollar wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts mit Wildpferden verdient. Sie wurden eingefangen, verkauft, ausgebildet und teilweise sogar exportiert. Ganze Wirtschaftszweige lebten vom Handel mit den berühmten Pferden des amerikanischen Westens.

Bemerkenswert ist zudem die enorme Anpassungsfähigkeit dieser Tiere. Mustangs überlebten in den trockenen Wüstengebieten Nevadas ebenso wie in den schneereichen Regionen Wyomings oder den Graslandschaften Montanas. Sie entwickelten sich zu einigen der widerstandsfähigsten Pferde Nordamerikas. Der Mustang ist daher weit mehr als ein romantisches Symbol des Wilden Westens. Er ist ein historischer Zeuge von mehr als fünfhundert Jahren amerikanischer Geschichte. In seinen Vorfahren vereinen sich die Pferde der spanischen Konquistadoren, die Reitkunst der mexikanischen Vaqueros, die Kultur der Plains-Indianer und die Arbeitswelt der Cowboys.

Vielleicht gibt es kein anderes Tier, das die Geschichte des amerikanischen Westens besser verkörpert.

Schätzungen amerikanischer Historiker gehen davon aus, dass Mitte des 19. Jahrhunderts mehrere Millionen frei lebende Pferde den amerikanischen Westen bevölkerten. Allein in Texas sollen zeitweise weit über eine Million Mustangs gelebt haben. Für Cowboys, Indianer, Pferdehändler und Ranchbesitzer stellten diese gewaltigen Wildbestände einen nahezu unerschöpflichen Vorrat an Arbeits- und Handelstieren dar.

Die großen Mustangherden des Wilden Westens waren somit nicht nur ein faszinierendes Naturphänomen. Sie bildeten eine der wichtigsten wirtschaftlichen Grundlagen für den späteren Aufstieg der Ranchwirtschaft in Nordamerika.



Grill it like the Cowboys

TEXAS-BBQ
Grillen wie die Rancher
und Cowboys

Ute Tietje

**Alte Ranchrezepte für
traditionelle BBQ-Partys**

www.buffalo-verlag-shop.de

Das legendäre BIRD CAGE THEATRE in Tombstone



Quelle: https://discover.hubpages.com/travel/The-Deadly-Birdcage-Theater-Tombstone-Arizona?utm_source=chatgpt.com

Kaum ein Gebäude verkörpert den Mythos des Wilden Westens so sehr wie das Bird Cage Theatre in Tombstone, Arizona. Während der Silberboomstadt der frühen 1880er Jahre war es gleichzeitig Theater, Saloon, Spielhölle und Bordell. Heute zählt es zu den bekanntesten historischen Bauwerken des amerikanischen Westens und gehört zu den meistbesuchten Sehenswürdigkeiten Arizonas. Gleichzeitig ranken sich um kaum einen Ort in Tombstone so viele Legenden wie um dieses Gebäude. Neuere historische Forschungen trennen jedoch zunehmend belegbare Geschichte von später entstandenen Mythen.

Entstehung

Als das Bird Cage Theatre Ende des Jahres 1881 seine Türen öffnete, befand sich Tombstone auf dem Höhepunkt eines beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwungs. Die reichen Silberfunde in den umliegenden Minen hatten innerhalb weniger Jahre aus einem abgelegenen Flecken in der Sonora-Wüste eine boomende Stadt mit schätzungsweise 7.000 bis 10.000 Einwohnern gemacht. Bergbauunternehmer, Glücksritter, Kaufleute, Viehzüchter, Spieler und Reisende strömten gleichermaßen nach Tombstone. Mit dem Wohlstand wuchs auch der Bedarf an Unterhaltung. Nach einem langen Arbeitstag in den Minen oder auf den Ranches suchten viele Männer Zerstreuung in den zahlreichen Saloons, Tanzlokalen und Theatern der Stadt.

Der Unternehmer William "Billy" Hutchinson erkannte früh das wirtschaftliche Potenzial dieser Entwicklung. Gemeinsam mit seiner Frau Lottie, die selbst Erfahrung im Showgeschäft besaß, plante er ein Theater, das sich deutlich von den einfachen Varietébühnen der Grenzstädte unterscheiden sollte. Ihr Ziel war es, Künstler aus San Francisco und anderen großen Städten des Westens nach Tombstone zu holen und dem Publikum ein abwechslungsreiches Unterhaltungsprogramm auf professionellem Niveau zu bieten.

Für den Bau investierten die Hutchinsons rund 50.000 US-Dollar, eine für die damalige Zeit außergewöhnlich hohe Summe. Das Gebäude wurde in massiver Ziegelbauweise errichtet und gehörte zu den modernsten Vergnügungsstätten im Arizona-Territorium. Neben einer großzügigen Bühne verfügte es über einen Zuschauerraum mit mehreren Ebenen, elegante Logen und eine aufwendige Inneneinrichtung, die den Gästen den Eindruck vermitteln sollte, sich eher in einem Theater einer Großstadt als in einer jungen Bergbausiedlung zu befinden.

Die feierliche Eröffnung fand am 26. Dezember 1881 statt, nur wenige Wochen nach der Schießerei am O.K. Corral. Während dieses Ereignis später weltweit Berühmtheit erlangen sollte, war für die Bewohner Tombstones zunächst vor allem die wirtschaftliche Zukunft ihrer Stadt von Bedeutung. Das Bird Cage Theatre entstand genau in dieser Phase des Optimismus, als viele glaubten, Tombstone könne dauerhaft zu den bedeutendsten Städten des amerikanischen Südwestens aufsteigen.

Schon bald zeigte sich jedoch, dass die Vorstellungen der Betreiber nicht vollständig mit den Erwartungen ihres Publikums übereinstimmten. Zwar fanden klassische Theaterstücke und musikalische Darbietungen durchaus Interesse, den größten Zulauf erzielten jedoch Programme mit Varieté, Tanz, Burlesque und humoristischen Einlagen. Gleichzeitig entwickelte sich das Glücksspiel zu einer der wichtigsten Einnahmequellen des Hauses. Um wirtschaftlich erfolgreich zu bleiben, passten die Hutchinsons ihr Konzept den Wünschen ihrer überwiegend männlichen Kundschaft an. Aus einem ambitionierten Theater wurde innerhalb kurzer Zeit ein Vergnügungsetablisement, das Bühne, Saloon, Spielcasino und Bordell unter einem Dach vereinte und damit zu einem der bekanntesten Nachtlokale des gesamten amerikanischen Westens wurde.

Das Gebäude

Schon von außen unterschied sich das Bird Cage Theatre deutlich von den meisten Vergnügungslokalen in Tombstone. Während viele Gebäude der jungen Bergbaustadt noch aus Holz errichtet waren und provisorisch wirkten, entstand das Theater als repräsentativer Ziegelbau. Seine Lage an der Allen Street war kein Zufall. Diese Straße bildete das wirtschaftliche und gesellschaftliche Zentrum Tombstones. Hier reihten sich Hotels, Restaurants, Banken, Saloons und Geschäfte aneinander. Tagsüber herrschte reger Handel, nach Sonnenuntergang verwandelte sich die Straße in das pulsierende Herz des Nachtlebens.

Der Innenraum war so gestaltet, dass mehrere Bereiche gleichzeitig genutzt werden konnten. Im Erdgeschoss befanden sich die Bühne, der Zuschauerraum, die Bar und die Spieltische. Während auf der Bühne Sängerinnen, Tänzer, Schauspieler oder Musiker auftraten, wurde an den Tischen gespielt, getrunken und verhandelt. Gespräche, Musik, Gelächter und das Klirren von Gläsern vermischten sich zu einer Geräuschkulisse, die Besucher immer wieder beschrieb. Das Publikum verhielt sich deutlich ungezwungener als in den großen Theatern der Ostküste. Zwischenrufe, Beifall oder lautstarke Kommentare gehörten ebenso zum Abend wie das eigentliche Bühnenprogramm.

Die Architektur folgte keinem klassischen Theaterkonzept. Vielmehr war das Gebäude darauf ausgelegt, möglichst viele Einnahmequellen gleichzeitig zu nutzen. Gäste konnten eine Vorstellung besuchen, anschließend an den Spieltischen Platz nehmen, den Saloon aufsuchen oder den Abend in den oberen Räumen fortsetzen. Diese Vielseitigkeit machte das Bird Cage Theatre wirtschaftlich erfolgreich und spiegelte den pragmatischen Unternehmergeist der boomenden Silberstadt wider.

Eine Besonderheit war die aufwendige Gestaltung des Zuschauerraums. Die Bühne verfügte über Kulissen, Beleuchtung und einen Orchesterbereich, wodurch auch größere Produktionen möglich waren. Für reisende Künstler bot das Haus damit deutlich bessere Bedingungen als viele andere Theater im Arizona-Territorium. Gleichzeitig sorgte die vergleichsweise kompakte Bauweise dafür, dass Publikum und Darsteller in engem Kontakt standen. Die Atmosphäre war lebendig und unmittelbar. Künstler reagierten häufig spontan auf Zwischenrufe oder bezogen das Publikum in ihre Darbietungen ein.

Die zwölf kleinen Logen im Obergeschoss waren bewusst so angeordnet, dass ihre Bewohner das Geschehen auf der Bühne beobachten konnten, ohne selbst im Mittelpunkt zu stehen. Ihre gitterartigen Fronten erinnerten an Vogelkäfige und gaben dem Gebäude schließlich seinen bis heute bekannten Namen. Obwohl sie heute als markantestes Merkmal des Hauses gelten, waren solche privaten Logen in Theatern des 19. Jahrhunderts grundsätzlich nichts Ungewöhnliches. Im Bird Cage Theatre erhielten sie jedoch eine zusätzliche Funktion, die das Gebäude von nahezu allen anderen Unterhaltungshäusern seiner Zeit unterschied.

Auch hinter den Kulissen war das Theater bemerkenswert organisiert. Künstler, Musiker und Angestellte verfügten über eigene Aufenthaltsräume und Ankleidebereiche. Für eine Stadt, die erst wenige Jahre zuvor aus Zelten und einfachen Holzbauten bestanden hatte, war ein derart ausgestattetes Theater Ausdruck des Selbstverständnisses Tombstones. Die Einwohner wollten nicht länger nur eine abgelegene Bergbausiedlung sein, sondern eine moderne Stadt, die mit den kulturellen Zentren des Westens mithalten konnte. Gerade das Bird Cage Theatre wurde zum sichtbaren Symbol dieses Anspruchs.

Unterhaltung im Silberboom

In den 1880er Jahren entwickelte sich Tombstone zu einem wichtigen Anlaufpunkt für reisende Künstler, die auf den Unterhaltungsrouten des amerikanischen Westens unterwegs waren. Viele von ihnen begannen ihre Tournées in San Francisco, einer der bedeutendsten Theaterstädte der Westküste. Von dort führte der Weg über Städte wie Sacramento, Virginia City, Prescott oder Tucson bis nach Tombstone. Der Silberboom machte es möglich, dass selbst in einer vergleichsweise abgelegenen Wüstenstadt Gagen gezahlt wurden, die talentierte Künstler anzogen.

Das Publikum war ausgesprochen anspruchsvoll. Wohlhabende Minenbesitzer und Geschäftsleute erwarteten ein Niveau, das sie aus den großen Städten kannten. Gleichzeitig wollten Cowboys, Bergleute, Soldaten und Glücksritter vor allem einen unterhaltsamen Abend erleben. Die Veranstalter mussten daher ein Programm

zusammenstellen, das möglichst viele Geschmäcker bediente. Ernstes Schauspiel wechselte sich mit humoristischen Einlagen ab, musikalische Darbietungen wurden von Tanznummern oder artistischen Vorführungen unterbrochen. Diese abwechslungsreiche Form des Entertainments entsprach dem Zeitgeist des amerikanischen Varietés und hielt das Publikum über mehrere Stunden bei Laune.

Ein typischer Abend begann häufig mit musikalischen Beiträgen des Hausorchesters. Anschließend folgten Solosänger oder kleine Ensembles, ehe Komiker, Tänzerinnen oder Akrobaten die Bühne übernahmen. Viele Künstler präsentierten mehrere Nummern an einem Abend und improvisierten, wenn das Publikum besonders lebhaft reagierte. Die Grenze zwischen Bühne und Zuschauerraum war fließend. Zwischenrufe, Gelächter und spontaner Applaus gehörten selbstverständlich zur Vorstellung und wurden von den Künstlern oft in ihre Darbietungen eingebunden.

Besonders beliebt waren Burlesque-Shows, die jedoch wenig mit dem heutigen Verständnis dieses Begriffs gemein hatten. Im Amerika des 19. Jahrhunderts handelte es sich meist um humorvolle, musikalische und



Quelle: https://hauntedus.com/arizona/bird-cage-theatre/?utm_source=chatgpt.com

satirische Bühnenprogramme mit auffälligen Kostümen, Tanz und koketten Anspielungen. Zwar spielten attraktive Tänzerinnen eine wichtige Rolle, doch die Aufführungen bewegten sich im Rahmen dessen, was damals öffentlich gezeigt werden durfte. Der eigentliche Reiz entstand aus Wortwitz, Übertreibung und dem bewussten Spiel mit gesellschaftlichen Konventionen.

Auch Zauberkünstler und Illusionisten erfreuten sich großer Beliebtheit. Sie präsentierten Kartenkunststücke, Gedankenexperimente, Entfesselungsnummern oder scheinbar übernatürliche Phänomene. Für viele Besucher, die aus abgelegenen Ranchgebieten oder kleinen Bergbausiedlungen kamen, waren solche Vorstellungen eine seltene Gelegenheit, internationale Unterhaltungskunst zu erleben.

Nicht weniger spektakulär waren Kraftakrobaten und Artistengruppen. Sie führten Gleichgewichtsübungen, Hebefiguren oder Kraftdemonstrationen auf und begeisterten das Publikum mit körperlichen Leistungen, die damals kaum vorstellbar erschienen. Manche Künstler reisten mit dressierten Tieren oder boten Schießkunstvorführungen, Jonglage oder außergewöhnliche Kuriositäten an. Das Programm wechselte ständig, sodass selbst Stammgäste immer wieder Neues erleben konnten.

Das Bird Cage Theatre war damit weit mehr als ein einfacher Vergnügungsbetrieb. Es brachte kulturelle Einflüsse aus den Metropolen der Westküste in eine junge Grenzstadt und verband sie mit der rauen Atmosphäre des Frontier-Lebens. Gerade diese Mischung aus professioneller Unterhaltung und ungezwungener Wildwest-Atmosphäre machte den besonderen Ruf des Hauses aus und trug wesentlich dazu bei, dass das Bird Cage Theatre weit über die Grenzen Tombstones bekannt wurde.

Glücksspiel rund um die Uhr

Für viele Besucher war das Glücksspiel mindestens ebenso wichtig wie das Bühnenprogramm. Im Amerika des 19. Jahrhunderts gehörten Spieltische in den meisten Saloons und Vergnügungslokalen zum Alltag. Gerade in Bergbaustädten wie Tombstone, in denen innerhalb kurzer Zeit große Vermögen gewonnen oder verloren werden konnten, entwickelte sich das Glücksspiel zu einem festen Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens. Nach einem erfolgreichen Tag in den Minen oder einem lukrativen Viehgeschäft war es keine Seltenheit, einen erheblichen Teil des Geldes noch in derselben Nacht wieder einzusetzen.

Das Bird Cage Theatre bot dafür ideale Voraussetzungen. Während auf der Bühne Künstler auftraten, wurde an den Spieltischen nahezu ohne Unterbrechung gespielt. Wer genug von einer Vorstellung hatte, wechselte einfach an einen Kartentisch oder versuchte sein Glück bei einem anderen Spiel. Diese Verbindung verschiedener Freizeitangebote sorgte dafür, dass viele Gäste den gesamten Abend oder sogar die ganze Nacht im Gebäude verbrachten.

Besonders beliebt waren Kartenspiele. Poker entwickelte sich zwar zum bekanntesten Spiel des amerikanischen Westens, doch gespielt wurden ebenso Faro, Monte, Twenty-One, Chuck-a-Luck oder Würfelspiele. Vor allem Faro war damals in vielen Städten sogar deutlich verbreiteter als Poker. Das Spiel galt als schnell, leicht verständlich und bot den Betreibern einen kalkulierbaren Vorteil. Nahezu jeder größere Saloon im Westen verfügte über mindestens einen Faro-Tisch.

Die Einsätze unterschieden sich erheblich. Während einfache Bergleute oder Cowboys oft nur wenige Dollar riskierten, konnten wohlhabende Minenbesitzer, Unternehmer oder professionelle Spieler innerhalb weniger Stunden Summen setzen, die dem Jahresverdienst eines Arbeiters entsprachen. Zeitgenössische Berichte schildern Nächte, in denen mehrere Tausend Dollar den Besitzer wechselten. Gleichzeitig gehörten spektakuläre Gewinne ebenso zum Alltag wie vollständige finanzielle Ruinen.

Das Glücksspiel zog eine bunte Mischung von Menschen an. Neben Einheimischen fanden sich Geschäftsreisende, Viehhändler, Offiziere, Schauspieler und professionelle Glücksspieler ein. Letztere reisten häufig von Stadt zu Stadt und lebten ausschließlich von ihrem Können oder ihrer Fähigkeit, unerfahrene Gegner einzuschätzen. Nicht jeder hielt sich dabei an faire Regeln. Manipulierte Karten, präparierte Würfel oder abgesprochene Spielrunden waren im Westen keineswegs unbekannt. Erfahrene Spieler achteten deshalb genau auf ihre Mitspieler und bevorzugten Häuser, deren Betreiber für einen möglichst ehrlichen Spielbetrieb sorgten.

Trotz des hohen Einsatzes verliefen die meisten Spielrunden überraschend geordnet. Zwar gehörten Streitigkeiten und gelegentliche Schlägereien zum Alltag einer boomenden Grenzstadt, doch weder die Betreiber noch die Stammgäste hatten ein Interesse daran, das lukrative Geschäft durch ständige Gewalt zu gefährden. Wer sich nicht an die Regeln hielt oder andere Gäste bedrohte, musste damit rechnen, aus dem Haus verwiesen zu werden. Das verbreitete Bild, wonach jede Pokerrunde zwangsläufig in einer Schießerei endete, entspricht daher eher den späteren Westernfilmen als der historischen Wirklichkeit.

Gerade diese Mischung aus Unterhaltung, Nervenkitzel und der Aussicht auf schnellen Reichtum machte das Bird Cage Theatre zu einem der bekanntesten Spielorte des amerikanischen Westens. Für viele Besucher war ein Abend dort weit mehr als ein Theaterbesuch. Er war Teil einer Welt, in der Glück, Risiko und Vergnügen untrennbar miteinander verbunden waren.

Der Niedergang

Der wirtschaftliche Erfolg Tombstones beruhte fast ausschließlich auf dem Silberbergbau. Solange die Minen hohe Erträge lieferten, florierten Handel, Gastronomie und Vergnügungsbetriebe gleichermaßen. Diese starke Abhängigkeit von einer einzigen Branche machte die Stadt jedoch äußerst anfällig für wirtschaftliche und technische Probleme. Als die Förderkosten stiegen und die ersten Rückschläge eintraten, geriet das gesamte Wirtschaftsleben ins Wanken.

Ein entscheidender Faktor waren die immer tiefer reichenden Schächte der Silberminen. Mit zunehmender Tiefe drang ständig Grundwasser ein, das mit den vorhandenen Pumpanlagen nur unzureichend abgeführt werden konnte. Die Betreiber mussten erhebliche Summen investieren, um die Gruben trocken zu halten. Gleichzeitig wurden die leicht zugänglichen Erzvorkommen nach und nach erschöpft, sodass der Abbau aufwendiger und kostspieliger wurde.

Hinzu kamen mehrere Brände, die wichtige Förderanlagen und technische Einrichtungen beschädigten. Zwar konnten einige Anlagen wieder aufgebaut werden, doch jede Unterbrechung führte zu finanziellen Verlusten. Als schließlich auch der internationale Silbermarkt unter Druck geriet und die Preise sanken, gerieten zahlreiche Bergbaugesellschaften in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Investoren zogen sich zurück, Arbeitsplätze gingen verloren und immer mehr Menschen verließen die Stadt auf der Suche nach neuen Möglichkeiten.

Die Folgen waren in ganz Tombstone sichtbar. Hotels standen leer, Geschäfte schlossen ihre Türen, Saloons verzeichneten immer weniger Gäste und zahlreiche Gebäude wurden aufgegeben. Aus der einst pulsierenden

Boomtown entwickelte sich innerhalb weniger Jahre eine deutlich ruhigere Kleinstadt. Der Optimismus der frühen 1880er Jahre wich einer Stimmung der Unsicherheit und des Abschieds.

Für das Bird Cage Theatre bedeutete diese Entwicklung einen schleichenden Verlust seiner wirtschaftlichen Grundlage. Ein Unterhaltungshaus, das auf zahlungskräftige Besucher angewiesen war, konnte in einer schrumpfenden Stadt kaum dauerhaft bestehen. Die Betreiber versuchten, durch wechselnde Programme, neue Eigentümer und unterschiedliche Nutzungskonzepte den Betrieb aufrechtzuerhalten. Doch keine dieser Maßnahmen konnte den allgemeinen Niedergang Tombstones aufhalten.

Mit der Schließung des Theaterbetriebs endete zugleich ein Kapitel der Stadtgeschichte. Das Bird Cage Theatre hatte die kurze, aber intensive Blütezeit Tombstones fast vollständig begleitet. Sein Aufstieg war eng mit dem Silberboom verbunden, sein Niedergang spiegelte den wirtschaftlichen Zusammenbruch der Stadt wider. Gerade deshalb gilt das Gebäude heute als eines der eindrucksvollsten Zeugnisse dafür, wie eng Wohlstand, Unterhaltung und Alltag in den Boomstädten des amerikanischen Westens miteinander verflochten waren.

Jahrzehnte nahezu unverändert

Nachdem der Theaterbetrieb eingestellt worden war, begann für das Bird Cage Theatre eine ungewöhnliche zweite Lebensphase. Während viele historische Gebäude in den Boomstädten des amerikanischen Westens abgerissen, modernisiert oder vollständig umgebaut wurden, blieb dieses Haus über lange Zeit nahezu unberührt. Gerade weil sich eine aufwendige Renovierung wirtschaftlich nicht lohnte, überdauerte ein großer Teil der ursprünglichen Ausstattung die Jahrzehnte.

Das Gebäude wurde zeitweise als Lagerraum und für verschiedene kleinere Zwecke genutzt. Dadurch blieb zwar nicht jeder Bereich vollständig erhalten, doch grundlegende bauliche Veränderungen fanden kaum statt. Viele Einrichtungsgegenstände blieben an ihrem ursprünglichen Platz. Staub, Wüstensand und die trockene Luft Arizonas konservierten zahlreiche Details, die in feuchterem Klima wahrscheinlich längst verloren gegangen wären.

Als sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das öffentliche Interesse an der Geschichte des Wilden Westens verstärkte, entdeckten Historiker und Denkmalpfleger den außergewöhnlichen Erhaltungszustand des Bird Cage Theatre. Anders als bei rekonstruierten historischen Gebäuden ließ sich hier ein großer Teil der originalen Bausubstanz unmittelbar untersuchen. Dadurch gewann das Theater nicht nur touristische, sondern auch wissenschaftliche Bedeutung.

Historiker nutzten das Gebäude, um Bauweise, Raumaufteilung und Nutzung eines Vergnügungsbetriebs der Frontier-Zeit besser zu verstehen. Viele Details, die in schriftlichen Quellen nur beiläufig erwähnt werden, lassen sich hier noch heute nachvollziehen. Dazu gehören beispielsweise die Anordnung der Sitzplätze, die Nähe zwischen Bühne und Spielbereich oder die räumliche Verbindung der verschiedenen Funktionsbereiche. Das Gebäude vermittelt dadurch einen unmittelbaren Eindruck davon, wie Unterhaltung im Wilden Westen tatsächlich organisiert war.

Auch zahlreiche Gebrauchsgegenstände aus der Betriebszeit blieben erhalten. Möbel, Beleuchtung, Flaschen, Gläser, Musikinstrumente, Bühnenzubehör und Alltagsgegenstände erzählen von den Menschen, die hier arbeiteten oder ihre Abende verbrachten. Gerade diese scheinbar unspektakulären Objekte machen den besonderen Wert des Hauses aus. Sie zeigen nicht den romantisierten Wilden Westen der Filme, sondern den Alltag einer boomenden Bergbaustadt.

In den vergangenen Jahrzehnten wurden umfangreiche Maßnahmen durchgeführt, um das Gebäude dauerhaft zu erhalten. Restauratoren verfolgten dabei bewusst das Ziel, möglichst wenig zu verändern und den historischen Charakter zu bewahren. Statt einer vollständigen Modernisierung standen die Sicherung der originalen Bausubstanz und der Schutz der vorhandenen Ausstattung im Mittelpunkt. Besucher erleben das Bird Cage Theatre deshalb nicht als nachgebautes Museum, sondern als historischen Ort, dessen Atmosphäre in weiten Teilen noch derjenigen des späten 19. Jahrhunderts entspricht.

Gerade dieser außergewöhnliche Erhaltungszustand macht das Bird Cage Theatre zu einer wertvollen Quelle für Historiker. Es ermöglicht einen seltenen Blick auf die Welt der Unterhaltung, des Glücksspiels und des gesellschaftlichen Lebens in einer amerikanischen Boomtown. Nur wenige Gebäude aus der Zeit des Silberbooms vermitteln heute noch ein derart vollständiges Bild dieser Epoche.

Einschusslöcher und Legenden

Kaum ein anderes Gebäude in Tombstone ist so eng mit den Erzählungen des Wilden Westens verbunden wie das Bird Cage Theatre. Schon früh begannen Besucher, Reisejournalisten und spätere Tourismusunternehmen, Geschichten über das Haus zu sammeln und weiterzuerzählen. Manche beruhen auf

zeitgenössischen Berichten, andere wurden über Jahrzehnte ausgeschmückt oder mit verschiedenen Ereignissen vermischt. So entstand ein Geflecht aus historischen Tatsachen und Legenden, das bis heute den Ruf des Bird Cage Theatre prägt.

Die Vorstellung eines gefährlichen Vergnügungslokals, in dem ständig geschossen wurde, entspricht allerdings nur bedingt der historischen Wirklichkeit. Zwar gehörten bewaffnete Männer im Arizona-Territorium zum Alltag, und Auseinandersetzungen waren in einer boomenden Grenzstadt keine Seltenheit. Betreiber von Theatern und Spielhäusern hatten jedoch ein großes Interesse daran, Gewalt möglichst zu vermeiden. Ein sicherer und geordneter Betrieb war die Voraussetzung dafür, dass zahlungskräftige Gäste wiederkehrten. Schießereien innerhalb eines gut besuchten Hauses konnten nicht nur Menschenleben gefährden, sondern auch den wirtschaftlichen Erfolg eines Unternehmens zerstören.

Viele bekannte Persönlichkeiten des Wilden Westens hielten sich tatsächlich in Tombstone auf. Dazu gehörten Mitglieder der Familien Earp und Clanton ebenso wie der Spieler und Saloonbesitzer Doc Holliday. Ob einzelne dieser Personen das Bird Cage Theatre besuchten, ist in einigen Fällen wahrscheinlich, lässt sich aber nicht immer zweifelsfrei belegen. Gerade spätere Darstellungen neigten dazu, nahezu jede berühmte Figur der Tombstone-Geschichte mit dem Gebäude in Verbindung zu bringen, obwohl zeitgenössische Nachweise häufig fehlen.

Auch Geschichten über spektakuläre Morde, geheime Fluchtwege oder versteckte Schätze gehören zum festen Bestandteil der lokalen Überlieferung. Einige dieser Erzählungen entstanden vermutlich bereits kurz nach dem Niedergang der Stadt, als ehemalige Bewohner ihre Erinnerungen weitergaben. Andere wurden erst Jahrzehnte später populär, als Tombstone begann, sich als historische Touristenstadt zu etablieren. Sie spiegeln weniger die tatsächlichen Ereignisse wider als vielmehr die Faszination, die der Wilde Westen bis heute ausübt.

Moderne Historiker verfolgen deshalb einen deutlich kritischeren Ansatz. Sie vergleichen Zeitungsberichte, Gerichtsakten, Steuerunterlagen, persönliche Briefe und andere zeitgenössische Dokumente miteinander, um zwischen belegbaren Ereignissen und späteren Ausschmückungen zu unterscheiden. Gerade beim Bird Cage Theatre zeigt sich, dass viele oft wiederholte Geschichten zwar einen historischen Kern besitzen, im Laufe der Zeit jedoch vereinfacht, dramatisiert oder miteinander vermischt wurden.

Das schmälert den historischen Wert des Gebäudes keineswegs. Im Gegenteil: Die Legenden selbst sind inzwischen Teil seiner Geschichte geworden. Sie zeigen, wie aus realen Orten historische Erinnerungsorte entstehen, an denen sich Fakten, persönliche Erinnerungen und kulturelle Vorstellungen miteinander verbinden. Das Bird Cage Theatre erzählt deshalb nicht nur von der Zeit des Silberbooms, sondern auch davon, wie der Mythos des Wilden Westens über Generationen hinweg entstand und bis heute fortlebt.

Das Bird Cage als Museum

Die Umwandlung des Bird Cage Theatre in ein Museum war das Ergebnis eines wachsenden Interesses an der Geschichte des amerikanischen Westens. Vor allem ab der Mitte des 20. Jahrhunderts gewann die Denkmalpflege in den Vereinigten Staaten zunehmend an Bedeutung. Historische Gebäude wurden nicht länger nur als alte Bauwerke betrachtet, sondern als Orte, an denen sich Geschichte unmittelbar erleben ließ. Das Bird Cage Theatre bot dafür ideale Voraussetzungen, weil ein außergewöhnlich großer Teil der ursprünglichen Ausstattung erhalten geblieben war.

Statt das Gebäude auf einen vermeintlich perfekten Zustand zurückzusetzen, entschieden sich die Verantwortlichen bewusst dafür, möglichst viel von seiner historischen Patina zu bewahren. Abgenutzte Holzböden, Gebrauchsspuren an Möbeln und Wänden oder die sichtbaren Alterungsprozesse des Gebäudes wurden nicht vollständig beseitigt. Sie vermitteln den Eindruck eines Ortes, der tatsächlich genutzt wurde und dessen Geschichte über Jahrzehnte hinweg sichtbar geblieben ist.

Das Museum verfolgt heute einen breiteren Ansatz als die reine Präsentation einzelner



Ausstellungsstücke. Es erzählt die Geschichte Tombstones während des Silberbooms und beleuchtet das Leben der Menschen, die hier arbeiteten oder ihre Freizeit verbrachten. Besucher erfahren, wie Künstler, Barkeeper, Musiker, Spieler, Prostituierte, Geschäftsleute und Bergleute denselben Ort auf ganz unterschiedliche Weise nutzten. Dadurch entsteht ein facettenreiches Bild des gesellschaftlichen Lebens in einer Boomtown des amerikanischen Westens.

Quelle :https://commons.wikimedia.org/wiki/File%3ATombstone-Bird_Cage_Theatre-

Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der authentischen Atmosphäre. Viele Räume wirken bewusst nicht wie klassische Museumsräume mit Vitrinen und erklärenden Tafeln, sondern vermitteln den Eindruck, als hätten die letzten Gäste das Gebäude erst vor kurzer Zeit verlassen. Gerade diese unmittelbare Wirkung unterscheidet das Bird Cage Theatre von vielen anderen historischen Museen, deren Innenräume rekonstruiert oder modern gestaltet wurden.

Neben der Dauerausstellung finden regelmäßig Führungen statt, bei denen auch weniger bekannte Aspekte der Geschichte erläutert werden. Dabei geht es nicht nur um berühmte Revolverhelden oder spektakuläre Legenden, sondern ebenso um den Alltag des Theaterbetriebs, die Entwicklung Tombstones und die sozialen Verhältnisse während des Silberbooms. Viele Besucher schätzen gerade diese Verbindung aus historischer Forschung und anschaulicher Vermittlung.

Das Museum arbeitet zudem kontinuierlich mit Historikern, Denkmalpflegern und Restauratoren zusammen. Neue Forschungsergebnisse fließen nach und nach in die Ausstellung ein und tragen dazu bei, überlieferte Geschichten kritisch einzuordnen. Dadurch entwickelt sich das Bird Cage Theatre stetig weiter: Es bleibt einerseits ein Ort voller Wildwest-Atmosphäre, versteht sich andererseits aber auch als historisches Museum, das den aktuellen Stand der Forschung berücksichtigt.

Heute besuchen jedes Jahr Zehntausende Menschen aus aller Welt das Bird Cage Theatre. Für viele gehört es ebenso selbstverständlich zu einem Aufenthalt in Tombstone wie der O.K. Corral oder der Boothill Graveyard. Es ist damit nicht nur ein bedeutendes Baudenkmal, sondern auch ein lebendiger Erinnerungsort, an dem sich Geschichte, Architektur und die Faszination des Wilden Westens auf einzigartige Weise verbinden.

Quellen

- Michael Paul Mihaljevich: *The Bird Cage Theater. The Curtain Rises on Tombstone, Arizona's National Treasure*. University of North Texas Press, 2024.
- Bird Cage Theatre, Tombstone: Historische Darstellung des Museums.
- Historic American Buildings Survey, Library of Congress.
- Arizona Historical Society / Tombstone Restoration Commission.



**Cowboy-
und
Ranchküche**
des mittleren Südwestens

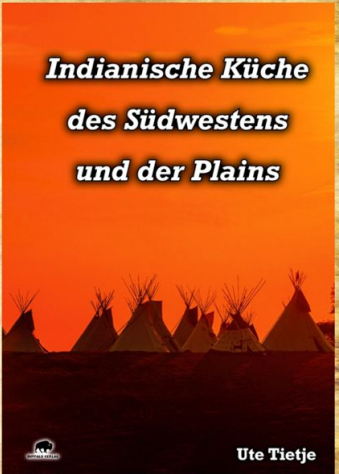
Ute Tietje

**Leckere Mahlzeiten waren im
alten Westen meist der einzige Luxus**

**Rezepte aus den Pionierzeiten
Auch heute noch aktuell
Historische Hintergründe
Historische Fotos
Authentische Storys**



www.buffalo-verlag.de



**Indianische Küche
des Südwestens
und der Plains**

Ute Tietje

www.buffalo-verlag-shop.de

Bushwhacker

Kapitel 1: Der Begriff und die Grauzone des Krieges

Ein Mann liegt mit einem Gewehr im Unterholz eines Waldstücks in Missouri, beobachtet eine Straße, wartet auf eine Unionspatrouille. Wird er gefasst, entscheidet nicht seine Tat über sein Schicksal, sondern ein Stück Papier, das er möglicherweise nie gesehen hat. Trägt er ein Offizierspatent der Konföderation in der Tasche, und sei es auch nur ein loses, kaum kontrolliertes, wird er als Kriegsgefangener behandelt. Fehlt dieses Papier, gilt er als Verbrecher, der ohne Prozess erschossen werden darf. Dieser Unterschied, mehr als Uniform, Waffe oder Kampfweise, trennte im amerikanischen Bürgerkrieg den Bushwhacker vom Partisan Ranger.

Der Ausdruck „bushwhacker“ existierte bereits vor dem Krieg und bezeichnete wörtlich jemanden, der sich im Gebüsch oder Unterholz aufhält, jemanden, der durchs Dickicht schlägt statt auf offenen Wegen zu reisen. Während des Bürgerkriegs machte vor allem die Unionsseite daraus einen politisch aufgeladenen Kampfbegriff für konföderationsfreundliche Kämpfer, die außerhalb jeder regulären militärischen Befehlskette operierten. Der Begriff wurde zwar auf beiden Seiten verwendet, entfaltete seine größte Wirkung aber als gefürchtete Bezeichnung für proklavereifreundliche Guerillakämpfer entlang der Grenze zwischen Kansas und Missouri.

Zeitgenossen unterschieden dabei feiner, als es die spätere Populärgeschichte oft tut. Der eigentliche Bushwhacker operierte verdeckt, schlug zu und verschwand wieder in der Zivilbevölkerung, aus der er kam. Der Guerillakämpfer im engeren Wortsinn brachte demgegenüber häufiger den Mut auf, offen aufzutreten, sich einer Auseinandersetzung im Feld zu stellen statt ausschließlich aus dem Hinterhalt zu operieren. In der Praxis der Grenzregion verschwammen diese Kategorien beständig, und genau diese Unschärfe machte die Sache für die Union zum Alptraum: Ein friedlicher Farmer am Tag konnte in der Nacht zum Bushwhacker werden, und niemand in blauer Uniform konnte das eine vom anderen unterscheiden, bevor es zu spät war.



Quelle: Wikipedia General Henry Halleck

Ein Gesetz für die Irregulären

Die Konföderation stand von Kriegsbeginn an vor einem Problem, das sie nie vollständig löste: Wie geht man mit den Tausenden Männern um, die kämpfen wollten, aber weder in die reguläre Armee eingegliedert werden konnten noch wollten? In den Grenzstaaten und in umkämpften Gebieten wie dem westlichen Virginia bildeten sich von selbst bewaffnete Gruppen, die auf eigene Faust operierten, ohne Sold, ohne Nachschub, ohne jede Aufsicht durch reguläre Offiziere.

Am 21. April 1862 reagierte der Konföderiertenkongress mit dem Partisan Ranger Act. Das Gesetz erlaubte dem Präsidenten, Offiziere mit der Befugnis auszustatten, Partisan-Ranger-Einheiten in Kompanie-, Bataillons- oder Regimentsstärke aufzustellen. Wer sich einer solchen Einheit anschloss, erhielt denselben Sold, dieselbe Verpflegung und dieselbe Unterkunft wie ein regulärer Soldat und unterlag denselben militärischen Vorschriften. Für erbeutete Waffen und Kriegsmaterial, das an einen Quartiermeister abgeliefert wurde, gab es sogar eine Prämienregelung. Männer, die sich unter diesem Gesetz organisierten, trugen konföderierte Uniformen, ihre Anführer hielten Offizierspatente, und sie waren, zumindest auf dem Papier, einem Vorgesetzten innerhalb der konföderierten Armeehierarchie unterstellt.

General Thomas C. Hindman, Kommandeur des konföderierten Distrikts Arkansas, ging im Juli 1862 noch einen Schritt weiter und erließ eine eigene, radikal niedrigschwellige Anweisung: Jede Gruppe von zehn waffenfähigen Männern, die nicht der Wehrpflicht unterlagen, durfte sich selbst organisieren, einen Hauptmann, einen Sergeant und einen Corporal wählen und unmittelbar Operationen gegen den Feind aufnehmen, ohne auf weitere Anweisungen zu warten. In Missouri, wo praktisch keine nennenswerte konföderierte Militärpräsenz existierte, wurde genau dieser Mechanismus zur Blaupause für die berühmten Guerillabanden der Grenzregion. Anführer wie George Todd oder William T. „Bloody Bill“ Anderson bewegten sich in exakt diesem Rahmen, formal gedeckt durch ein Gesetz, das zehn Mann und einen Beschluss für ausreichend hielt, um Krieg zu führen.

Der Unterschied, der über Leben und Tod entschied

Die entscheidende Trennlinie verlief zwischen zwei Kategorien, die von außen oft nicht zu unterscheiden waren, deren völkerrechtliche Behandlung aber diametral auseinanderfiel. Partisan Rangers operierten wie Bushwhacker eigenständig und mit irregulären Methoden, doch sie trugen konföderierte Uniformen, ihre Führer besaßen offizielle Patente, und eine, wenn auch dünne, Berichtspflicht gegenüber der regulären Armee bestand. Bushwhacker dagegen waren ununiformierte Zivilisten ohne jede formale Verbindung zu einer militärischen Struktur. Für die Unionsarmee bedeutete das ein Dilemma, das sich nicht auflösen ließ: Es gab keine Möglichkeit, einen friedlichen Südstaaten-Zivilisten von jemandem zu unterscheiden, der am nächsten Tag mit dem Gewehr aus dem Wald auf eine Patrouille schießen würde.

1862 beauftragte General Henry Halleck den in Deutschland geborenen Rechtsgelehrten Francis Lieber damit, diese Frage juristisch zu klären. Das Ergebnis, unter dem Titel „Guerrilla Parties Considered with Reference to the Laws and Usages of War“ verfasst und später als Teil der General Orders No. 100 an die Unionskommandeure ausgegeben, ging als Lieber-Kodex in die Geschichte ein. Er zog eine scharfe Linie: Kämpfer, die ohne Offizierspatent, ohne Zugehörigkeit zu den regulären Streitkräften des Feindes und ohne erkennbare militärische Kennzeichnung operierten, galten als „Kriegsrebell“ und durften bei Gefangennahme standrechtlich erschossen werden. Männer dagegen, die unter Kommission handelten und sich durch uniformähnliche Kennzeichen als Kombattanten zu erkennen gaben, selbst wenn sie sich schnell sammelten, unregelmäßig operierten und auf andere Weise Schaden anrichteten als reguläre Feldtruppen, fielen unter den Schutz des Kriegsgefangenenstatus.

Diese Unterscheidung war keine akademische Feinheit für Juristen fernab der Front. Sie entschied in Missouri buchstäblich darüber, ob ein gefangener Mann in ein Lager gebracht oder an Ort und Stelle erschossen wurde. Unionstruppen in der Grenzregion entwickelten im Lauf des Krieges die Gewohnheit, Bushwhacker grundsätzlich beim Anblick zu erschießen, und wer lebend gefangen wurde, wurde in aller Regel kurz darauf hingerichtet. Umgekehrt nutzten manche Guerillas erbeutete Unionsuniformen, um sich Zugang zu Städten oder Zügen zu verschaffen, ein Vorgehen, das nach den Kriegsgesetzen als perfide Kriegslist galt und im Fall der Entdeckung die Behandlung als illegaler Kombattant zusätzlich untermauerte, ganz unabhängig davon, ob ein Partisanenpatent in der Tasche steckte oder nicht.

Wie die Konföderation selbst an ihrem Gesetz verzweifelte

Selbst innerhalb der Konföderation blieb das Verhältnis zur irregulären Kriegsführung gespalten. Reguläre Offiziere wie Nathan Bedford Forrest lehnten den Einsatz von Partisanen, Guerillas oder anderen paramilitärischen Verbänden grundsätzlich ab, weil diese Einheiten häufig ausschließlich dem Kommandeur loyal waren, der sie rekrutiert hatte, an militärischer Disziplin mangelten und in vielen Fällen schlicht unzuverlässig und schwer kontrollierbar waren. Diese Skepsis wuchs mit der Kriegsdauer, je deutlicher wurde, dass Partisaneneinheiten oft mehr mit Plünderung, persönlicher Rache und Beute beschäftigt waren als mit koordinierten militärischen Zielen.

Am 17. Februar 1864, unter dem Druck traditioneller Militärführer und nicht zuletzt Robert E. Lees, hob der Konföderiertenkongress den Partisan Ranger Act wieder auf. Für Männer wie William Clarke Quantrill, dessen Truppe im August 1862 offiziell unter diesem Gesetz in die konföderierte Armee aufgenommen worden war, änderte die Aufhebung praktisch wenig, ihre Überfälle auf Unionskonvois und ihre Angriffe auf unionstreue Zivilisten waren ohnehin meist ohne Wissen oder Zustimmung der konföderierten Regierung erfolgt. Für die nachfolgende Generation von Guerillaführern in Missouri bedeutete die Aufhebung jedoch, dass selbst die dünne rechtliche Deckung, auf die sich Quantrill 1862 noch hatte berufen können, endgültig entfiel. Wer nach Februar 1864 in Missouri mit der Waffe im Wald aufgegriffen wurde, bewegte sich in einem Graubereich, der sich zunehmend nur noch in eine Richtung auflöste.

Diese Rechtslage erklärt, warum die Kriegsgeschichte Missouris so viele Männer kennt, die eher hingerichtet als gefangen genommen wurden, und warum ausgerechnet in dieser Region die Grenze zwischen Soldat und Verbrecher während des gesamten Krieges nie wirklich geklärt wurde.

Kapitel 2: Ausrüstung und Erscheinungsbild

Auf der wohl bekanntesten Fotografie eines Missouri-Guerillas liegt ein toter Mann aufgebahrt, den Kopf von fremder Hand emporgehalten, damit die Kamera sein Gesicht erfasst. Es ist Bloody Bill Anderson, kurz nach seinem Tod im Oktober 1864. Was an diesem Bild neben der reinen Grausamkeit der Inszenierung sofort ins Auge fällt, ist sein Hemd: dicht bestickt, mit aufwendigen Verzierungen versehen, sichtlich kein Massenware-Kleidungsstück, sondern etwas, das eigens für ihn gefertigt worden war. In der Hand ist eine Pistole zu erkennen, an seinem Gürtel mindestens eine zweite. Diese beiden Objekte, das Hemd und der Revolver, erzählen mehr über die materielle Kultur des Guerillakriegs in Missouri als jede Schlachtbeschreibung.

Das Guerrilla Shirt

Ein Bushwhacker trug keine Uniform im militärischen Sinn, aber er war deshalb noch lange nicht schlicht gekleidet. An seine Stelle trat ein informelles, aber erstaunlich einheitliches Kleidungsstück, das in der Forschung als „Guerrilla Shirt“ bekannt ist: ein locker sitzendes Übergewand, meist aus grobem Stoff, verziert mit Bändern, Muschelknöpfen und kunstvollen Stickereien. Dazu gehörte fast immer ein breitrempiger Schlapphut, der sowohl vor Sonne als auch, im übertragenen Sinn, als Erkennungszeichen der eigenen Gruppe diente.

Diese Hemden waren keine Massenanfertigung aus einer Fabrik oder einem Armeedepot. Sie entstanden in den Haushalten der Männer selbst, angefertigt von Ehefrauen, Schwestern, Müttern oder Verlobten. Die aufwendige Handarbeit, die in ein einzelnes Hemd floss, machte es zu weit mehr als einem Kleidungsstück. Es war ein sichtbares Zeugnis der Verbindung zwischen dem Kämpfer im Feld und dem Haushalt, aus dem er kam, eine Art tragbares Statussymbol innerhalb der Guerillabanden, das zugleich die Rolle der Frauen im Hintergrund dieses Krieges dokumentierte.

Diese Rolle war alles andere als nebensächlich. Die Forschung zum Guerillakrieg in Missouri, allen voran die Arbeiten Joseph M. Beileins, hat gezeigt, dass die verschiedenen Guerillabanden ihren Krieg eng verzahnt mit ihren Haushalten und ihren weiblichen Angehörigen führten, die logistische Unterstützung in vielfältiger Form leisteten: Verpflegung, Nachrichtenübermittlung, Versteckmöglichkeiten und eben auch die Herstellung jener Kleidung, die einen Mann als Bushwhacker kenntlich machte, ohne dass er dafür je eine reguläre Uniform hätte anlegen müssen. Das Sticken eines Guerrilla Shirts war damit keine private Freizeitbeschäftigung fernab des Krieges, sondern ein aktiver Beitrag zu ihm, so sehr, dass man die Textilarbeit der Frauen in Missouri als eigene, wenn auch unbewaffnete Front des Konflikts betrachten kann.

Zur Kleidung gehörte, je nach Gelegenheit, auch das Gegenteil des Guerrilla Shirts: die erbeutete Unionsuniform. Bei mehreren dokumentierten Überfällen, etwa dem Vorstoß auf Centralia im September 1864, trugen einzelne Männer aus Bloody Bill Andersons Truppe blaue Uniformröcke, die sie zuvor erbeutet hatten. Das war taktisch klug und juristisch hochriskant zugleich. Wer in fremder Uniform auftrat, konnte sich unbemerkt nähern, verstieß damit aber gegen die Kriegsgesetze und lieferte im Fall der Gefangennahme einen zusätzlichen Grund für die sofortige Erschießung, unabhängig davon, was sonst über seinen rechtlichen Status galt.

Die Waffe: Colt Navy .36

Wenn das Guerrilla Shirt die Herkunft und Zugehörigkeit eines Bushwhackers anzeigte, war der Revolver an seinem Gürtel das, was ihn im Gefecht tatsächlich überlegen machte. Die Hauptwaffe der Missouri-Guerillas war der Colt Navy Revolver im Kaliber .36 aus dem Baujahr 1851, benannt nach seinem Erfinder Samuel Colt. Seine automatisch rotierende Trommel erlaubte es, sechs Schuss in rascher Folge abzugeben, ohne zwischendurch nachladen zu müssen, ein Vorteil, der in der Kombination aus beweglichem Kämpfer und stehendem Ziel den Ausschlag geben konnte.

Entscheidend war dabei nicht die einzelne Waffe, sondern die schiere Masse an Feuerkraft, die ein einzelner Reiter mit sich führte. Männer wie Jesse James oder Bloody Bill Anderson trugen nicht eine, sondern bis zu einem halben Dutzend Revolver gleichzeitig, in Gürtelholstern, Sattelholstern oder schlicht im Hosenbund verstaut. Damit ließen sich, in derselben Zeit, in der ein Gegner zwei Schuss aus einer Waffe abgab, mehrere Dutzend Schuss abfeuern, indem man von einem leeren Revolver einfach zum nächsten geladenen griff, statt die aufwendige Prozedur des Nachladens im Sattel oder unter Beschuss durchzuführen.

Dieser Unterschied entschied ganze Gefechte. Bei der Schlacht von Centralia im September 1864 trafen Andersons berittene Guerillas auf Unionsrekruten, die mit Vorderlader-Gewehren des Typs Enfield ausgerüstet waren, präzise und mit größerer Reichweite als jeder Revolver, aber langsam nachzuladen und für den berittenen Nahkampf denkbar ungeeignet. Als die Guerillas aus drei Richtungen gleichzeitig angriffen, die Revolver ununterbrochen im Anschlag, hatten die stehenden Infanteristen keine Chance, ihre Feuerkraft in nennenswertem Umfang zur Geltung zu bringen. Auch reguläre Unionstruppen führten Revolver mit sich, aber die berittene Miliz in der Grenzregion war überwiegend mit Einzellader-Karabinern des Typs Sharps oder mit Minié-Gewehren bewaffnet, Waffen, die für den Distanzkampf im offenen Gelände gebaut waren, nicht für den plötzlichen, chaotischen Überfall aus dem Wald.



Ein Bild, das für sich spricht

Das Guerrilla Shirt und der Colt Navy waren keine zufällige Kombination, sondern die materielle Antwort auf eine bestimmte Art, Krieg zu führen. Wer aus dem Hinterhalt zuschlug und sich sofort wieder zurückzog, brauchte keine schwere Ausrüstung, keine Vorratswagen, keine langsam nachladenden Präzisionswaffen. Er brauchte Beweglichkeit, konzentrierte Feuerkraft auf kurze Distanz und ein Zeichen von Zugehörigkeit, das nicht von einer fernen Militärverwaltung ausgegeben wurde, sondern von den eigenen Angehörigen. Genau diese beiden Objekte, das gestickte Hemd und die Reihe geladener Revolver am Gürtel, sind es auch, die in den erhaltenen Fotografien der Zeit sofort erkennbar machen, wen man vor sich hat, lange bevor irgendjemand ein Wort über Recht, Uniform oder militärischen Status verliert.

Kapitel 3: Bleeding Kansas und die Wurzeln des Grenzkriegs

Als William Clarke Quantrill im August 1863 nach Lawrence ritt, war das kein Ausbruch aus heiterem Himmel. Die Stadt hatte schon einmal gebrannt, sieben Jahre zuvor, unter der Führung ganz anderer Männer und aus Anlässen, die mit dem eigentlichen Bürgerkrieg noch nichts zu tun hatten. Wer verstehen will, warum sich an dieser einen Grenze zwischen Kansas und Missouri über Jahre hinweg ein Hass aufbaute, der sich später in derartiger Härte entlud, muss zurückgehen bis ins Jahr 1854, lange bevor die ersten Schüsse bei Fort Sumter fielen.

Ein Gesetz, das keine Entscheidung traf

Im Mai 1854 verabschiedete der amerikanische Kongress den Kansas-Nebraska Act. Das Gesetz organisierte das Gebiet westlich von Missouri und Iowa förmlich als zwei neue Territorien, Kansas und Nebraska, und öffnete es für die Besiedlung. Anders als frühere Gesetze zur Organisation von Territorien traf der Kansas-Nebraska Act aber bewusst keine Entscheidung darüber, ob Sklaverei dort erlaubt sein sollte oder nicht. Stattdessen setzte er auf das Prinzip der „popular sovereignty“, der Volkssouveränität: Die Siedler vor Ort sollten selbst abstimmen, ob ihr Territorium als Sklavenhalter- oder als freier Staat in die Union eintreten würde. Diese scheinbar demokratische Lösung erwies sich als Zündschnur. Wer in Kansas siedelte und wählte, entschied über die Zukunft der Sklaverei in einem ganzen Territorium, und genau deshalb versuchten beide Seiten, die demografische Realität vor Ort mit allen Mitteln zu ihren Gunsten zu verschieben. Am 30. März 1855 überquerten mehrere hundert schwer bewaffnete Missourier die Grenze nach Kansas, nutzten eine Gesetzeslücke bei der Definition von „Wohnsitz“ aus und stimmten bei der ersten Territorialwahl mit ab. Sie fälschten dabei nicht nur ihre eigene Stimmberechtigung, sondern stopften die Wahlurnen zusätzlich mit fingierten Stimmzetteln, sodass am Ende eine deutliche Mehrheit sklavereifreundlicher Männer in die Territoriallegislative gewählt wurde. Diese sogenannten Border Ruffians, meist aus dem westlichen Missouri, wurden zum Sammelbegriff für alle prosklavereifreundlichen Männer, die von der anderen Seite der Grenze aus in die Politik und, bald darauf, in die Gewalt in Kansas eingriffen. Ihr Gegenstück auf der freistaatlichen Seite, die Siedler und Milizionäre, die sich der Ausbreitung der Sklaverei mit Waffengewalt entgegenstellten, wurden als Jayhawker bekannt.

Der Wakarusa-Krieg

Die erste offene militärische Konfrontation dieses Konflikts trug den fast beschwichtigend klingenden Namen Wakarusa-Krieg, benannt nach dem Fluss südlich von Lawrence. Auslöser war ein Mord: Am 21. November 1855 erschoss der prosklavereifreundliche Siedler Franklin N. Coleman den Freistaatler Charles Dow in einem Streit um einen Landanspruch. Der Mord ließ eine bereits aufgeladene Situation eskalieren. Sheriff Samuel J. Jones aus Douglas County, selbst ein erklärter Gegner der Freistaatler, sah in dem folgenden Aufruhr eine Gelegenheit, gegen Lawrence als Zentrum der Antisklavereibewegung vorzugehen, und bat seinen Schwiegervater in Missouri sowie sympathisierende Siedler um Unterstützung.

Am 1. Dezember 1855 belagerte eine improvisierte Streitmacht von nahezu 1.500 Männern unter Jones die Stadt Lawrence. Die Truppe war nur unzureichend bewaffnet, hatte sich aber zuvor Zugang zum Bundesarsenal in Liberty, Missouri, verschafft und dort Gewehre, Säbel, Kanonen und weitere Munition erbeutet. In Lawrence selbst hatten unterdessen John Brown und James Lane die Freistaatler zu einer improvisierten Verteidigungstruppe zusammengestellt und Barrikaden errichtet. Zu einem tatsächlichen Angriff auf die Stadt kam es letztlich nicht: Der neu eingesetzte Territorialgouverneur Wilson Shannon intervenierte, ein Waffenstillstand wurde ausgehandelt, und die Belagerer zogen nach einer Woche wieder ab, ohne dass ein einziger Schuss auf die Stadt selbst gefallen wäre. Der Wakarusa-Krieg blieb damit, entgegen seinem Namen, weitgehend unblutig, markierte aber den Moment, in dem aus politischem Streit organisierte, bewaffnete Konfrontation wurde.

Die erste Sacking von Lawrence

Was der Wakarusa-Krieg noch verhindert hatte, geschah gut ein halbes Jahr später tatsächlich. Am 21. Mai 1856 zog eine Streitmacht proklavereifreundlicher Border Ruffians erneut nach Lawrence, diesmal ohne Umkehr. Sie brannten das Free State Hotel nieder, zerstörten zwei Druckerpressen der örtlichen Antisklavereizeitungen und plünderten Häuser und Geschäfte in der Stadt. Im Vergleich zu dem, was Quantrill sieben Jahre später anrichten sollte, blieb die Zahl der Toten bei diesem ersten Überfall gering, die symbolische Wirkung war dennoch erheblich: Lawrence hatte sich als das Zentrum der freistaatlichen Bewegung in Kansas etabliert, und genau deshalb wurde die Stadt zum bevorzugten Ziel, wann immer die Gegenseite ein Exempel statuieren wollte.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten und zeigte, dass Gewalt in diesem Konflikt keine Einbahnstraße war. Nur wenige Tage nach der Plünderung von Lawrence zog der radikale Abolitionist John Brown mit vier seiner Söhne und drei weiteren Männern zum Pottawatomie Creek und exekutierte dort fünf Siedler, die im Ruf standen, der proklavereifreundlichen Seite anzugehören. Das sogenannte Pottawatomie-Massaker war kein spontaner Racheakt, sondern eine kalkulierte, geplante Vergeltung, und es setzte einen Präzedenzfall: Von diesem Zeitpunkt an war klar, dass beide Seiten der Grenze bereit waren, nicht nur politisch, sondern tödlich gegeneinander vorzugehen.

Eine Grenze, die sich nicht mehr beruhigte

In den folgenden Jahren, bis etwa 1859, setzten sich Überfälle, Wahlfälschungen, Vertreibungen und einzelne Morde entlang der Grenze fort, ohne dass jemals ein förmlicher Krieg erklärt worden wäre. Die Gesamtzahl der Toten dieser Phase, gemeinhin als „Bleeding Kansas“ bezeichnet, ein Ausdruck, den die New York Tribune prägte, blieb mit schätzungsweise fünfzig bis über sechzig Opfern zwischen 1854 und 1859 im Vergleich zu späteren Bürgerkriegsschlachten gering. Doch die Zahl der Toten war nie der eigentliche Punkt. Entscheidend war, dass sich in diesen fünf Jahren an genau dieser Grenze zwei Identitäten herausbildeten, die sich gegenseitig als existenzielle Bedrohung begriffen: Border Ruffians und, in der noch schärferen Zuspitzung des späteren Bürgerkriegs, Bushwhacker auf der einen Seite, Jayhawker auf der anderen.

Als 1861 der eigentliche Bürgerkrieg ausbrach, trafen an dieser Grenze also keine unbeschriebenen Blätter aufeinander. Es trafen Familien, Nachbarschaften und ganze Landkreise aufeinander, die sich bereits ein Jahrzehnt lang misstraut, bekämpft und getötet hatten, lange bevor Fort Sumter beschossen wurde. Die Gewalt, die Missouri und Kansas zwischen 1861 und 1865 heimsuchte, wirkt in ihrer Erbarmungslosigkeit oft, als sei sie aus dem Nichts entstanden. Tatsächlich setzte sie lediglich fort, was am Wakarusa und in den Straßen von Lawrence bereits Jahre zuvor begonnen hatte.

Fortsetzung im nächsten Heft

Butterfly's Vision
Western Art Gallery
Bilder und Kunsthandwerk aus dem
Südwesten der USA

Auf der Höhe 10
27283 Verden-Walle
Tel. +49(0)4230-9540782
info@buffalo-verlag.de
www.buffalo-verlag.de

www.buffalo-verlag-shop.de



King Ranch

Teil 3

Die King Ranch heute

173 Jahre (1853 – 2026) sind es nun her, dass der Visionär Richard King sich in der „Wüste des Wildpferdes“ niederließ und diese unwirtliche Region Desperados, Indianern und mexikanischen Banditen trotzend zu einem unvorstellbaren Ranch-Imperium aufgebaut hat. Einer Ranch, die heute noch zu den größten der Welt zählt und sich noch zu hundert Prozent in Familienbesitz befindet.

Die King Ranch erstreckt sich über sechs Countys in Südtexas und umfasst mit ihren vier Sektionen Santa Gertrudis, Laureles, Norias und Encino eine Fläche von 825.000 Acres (3.340 km²). Diese Fläche ist fast um ein Drittel größer als das Saarland oder das Burgenland in Österreich. Die vier Divisionen werden von einem 680

km langen Zaun umgeben. Rechnet man die inneren Zäune mit, beträgt die gesamte Zaunlänge 3.250 km. Dieses riesige Gebiet wird von 1.225 km gut befahrbaren, teilweise asphaltierten Straßen durchzogen.



Der Viehbestand der King Ranch liegt je nach Jahreszeit bei 35.000 bis 60.000 Rindern. Dazu kommen ca. 200 bis 300 American Quarter Horses, die als Arbeitspferde für die tägliche Rancharbeit genutzt und gezüchtet werden.

Die King Ranch befindet sich bis heute im Besitz der Familie Kleberg und ihrer Nachkommen. Die Führung der Ranch liegt inzwischen jedoch nicht mehr in den Händen eines Einzelnen, sondern bei der King Ranch Inc., in der Familienmitglieder und Führungskräfte gemeinsam Verantwortung tragen.

Neben der Viehzucht werden in Laureles und Santa Gertrudis Nutzpflanzen wie Hirse, Baumwolle und Mais angebaut. Hinzu kommt eine auf der Ranch gezüchtete Grassorte, die selbst der Hitze und Trockenheit Südtexas standhält. Die Erde ist, wenn sie ausreichend bewässert wird, so fruchtbar, dass sie dreimal im Jahr eine Ernte trägt. Die gesamte Baumwollproduktion wird in Galveston gesammelt und verarbeitet.

Um unabhängiger von den Schwankungen des Rindermarktes zu werden, erweiterte die King Ranch 1963 ihre Geschäftstätigkeit und erwarb ein 42.000 Acres großes Gebiet in Florida. Dort wurden unter anderem Baumwolle, Zuckerrohr, Gemüse sowie die eigene Grassorte zur Gewinnung von Saatgut angebaut. 1993 dehnte die King Ranch ihre Aktivitäten in Florida durch den Erwerb großer Zitronen- und Orangenhaine im Süden des Bundesstaates erheblich aus. Seit der Übernahme von Turner Foods im Jahr 1999 gilt sie als größter Zitrusproduzent der USA.



Weitere Standbeine sind heute Tourismus, Naturbeobachtung und Freizeitjagd, sowie neuerdings auch eigene Restaurants mit Produkten aus eigener Erzeugung. In vier eigenen King-Ranch-Shops in Kingsville, College Station, Houston und Fort Worth werden Gebrauchs- und Luxusartikel mit King-Ranch-Designs vermarktet.

Benötigte Sattlerwaren und Webarbeiten ebenso wie eine Reihe anderer lebensnotwendiger Waren wie rustikale Möbel wurden früher ausschließlich auf der Ranch selbst hergestellt. Denn Richard King bestand auf mög-

lichst großer Eigenständigkeit der Ranch. Heute befindet sich die Sattlerei, die immer noch jegliches Pferdezubehör fertigt, in Kingsville. Die Weberei existiert als rancheigene Produktion nicht mehr. Noch heute halten sich die Handwerker der Sattlerei, die wie viele andere Mitarbeiter der Ranch ihren Beruf von ihren Vorfahren „geerbt“ haben, an die von Captain King vorgeschriebenen Qualitätsnormen.

1980 erweiterte sich das Sortiment um umfangreiches Leder-Reisegepäck für die inzwischen weltweit verstreute Kleberg-Familie. Dieses wird ebenso wie andere Lederwaren wie Taschen, Gürtel und Lederwaren für den Haushalt durch externe Handwerksbetriebe in Südtexas hergestellt. Ebenso wie Ranch-Möbiliar, Bekleidung oder andere Textilien. All diese hochwertigen Produkte tragen das „Running W“ Branding.



Im Jahr 1999 gab Ford die Kooperation mit der traditionsreichen Ranch bekannt. Bereits zwei Jahre später brachte Ford mit dem F-150 King Ranch seinen ersten echten Luxus-Pickup auf den Markt. Für einen Einstiegspreis von 37.000 US-Dollar bot er eine viertürige SuperCrew-Kabine, edles „Castelo“-Sattelleder und exklusive Embleme. Mittlerweile hat sich die King Ranch zu Fords Premium-Ausstattungsline im Western-Look entwickelt. Ford nutzt dieses Konzept nicht nur für seine Arbeits-Pickups F-150 und Super Duty, sondern bringt den edlen Ranch-Flair mit den Modellen Explorer

und Expedition auch in seine Familien-SUVs. Das unverwechselbare Markenzeichen aller King Ranch-Modelle sind dabei die dunkelbraunen Ledersitze sowie das berühmte Running-W-Logo auf den Fahrzeugemblemen. Fast alle Modelle sind heute noch in modernisierter Form zu kaufen.

Das Ölgeschäft machte die King Ranch ab den 1930er-Jahren finanziell unabhängig und ermöglichte es, die großen Landflächen zu erhalten. Die Erdölförderung wurde damit zu einer wichtigen Säule neben Viehzucht und Landwirtschaft. 1933 schloss die King Ranch einen gigantischen Ölpachtvertrag mit Humble Oil ab, den größten privaten Oil-Lease der USA. Das Ölgeschäft erwies sich während der Depression als finanzielle Rettung für die King Ranch und sicherte ihre wirtschaftliche Zukunft. 1939 wurde die erste erfolgreiche Ölquelle erschlossen, ab 1945 folgten mehrere bedeutende Funde.

Um die riesigen Öl- und Gasvorkommen auf dem Areal der King Ranch wirtschaftlich zu nutzen, baute Humble Oil ab den 1940er- und 1950er-Jahren eine massive Industrie-Infrastruktur direkt auf dem Ranch-Gelände und in unmittelbarer Nähe auf. Auf dem Förderhöhepunkt zwischen 1950 und 1970 betrieb das Unternehmen über 650 aktive Öl- und Gasquellen gleichzeitig auf dem Boden der King



Ranch. Anfang 1973 wurde die Humble Oil & Refining Co. offiziell in Exxon Company, U.S.A. umbenannt. Bis Mitte der 1990er-Jahre hatte die King Ranch bereits mehr als 1 Milliarde US-Dollar an Lizenzgebühren aus der Öl- und Gasförderung erhalten.

Seit den 1990er-Jahren überlässt die Ranch die Förderung von Öl und Gas externen Energieunternehmen, die dafür Nutzungsrechte an den Ranchflächen erhalten. Die King Ranch wird dafür am Erlös aus dem geförderten Öl und Gas beteiligt. Damit bleibt das Ölgeschäft wirtschaftlich bedeutend, ist jedoch kein eigener Betriebszweig der Ranch mehr.

In den 1980er-/1990er-Jahren dehnte sich Corpus Christi immer weiter nach Süden aus – genau an die Grenzen an der La Laureles-Division heran. Projektentwickler und die Stadt wollten Land abkaufen, um Wohngebiete zu bauen. Die Familie lehnte den Verkauf für reine Wohnsiedlungen jahrelang entschlossen ab, um das historische Land zusammenzuhalten und das Ökosystem sowie die Viehwirtschaft zu schützen. Erst in den späten 1990er- und 2000er-Jahren gab es punktuell streng kontrollierte Landverkäufe beziehungsweise Umweltschutzabkommen an den Rändern, um das Wachstum von Corpus Christi geordnet zu steuern.

2015 erwog der Vorstand der Ranch den Kauf der zweitgrößten Ranch von Texas, die Waggoner Ranch bei Wichita Falls, entschied sich jedoch dagegen. Die Waggoner Ranch wurde im Februar 2016 für 725 Millionen Dollar an den US-Milliardär Stan Kroenke verkauft.

Das Haus - The Castle

Dieses auf einem Hügel liegende Herz der Ranch, „The Castle“ genannt, ist eine Insel, in die nur wenige Ausstehende Zutritt gefunden haben. Ein privater Platz für die Familienmitglieder. Eine Welt, die Vermächtnis, Eigentum und Stellung verkörpert. Noch heute findet das Familiendinner in alter Form statt. Um 19.00 Uhr trifft man sich in der Bibliothek zu einem Drink, und um 19.30 Uhr servieren Diener im Dining-Room die Speisen am großen, mit Chinageschirr und altem Tafelsilber gedeckten Tisch. Für die Herren sind Jackett und Krawatte vorgeschrieben. Rituale, die jedem, der sich seinerzeit für die texanische TV-Serie „Dallas“ begeistert hat, bekannt sein dürften.



Obwohl seit den siebziger Jahren niemand mehr dauerhaft im Haupthaus wohnt, betrachten es die über das ganze Land und die Welt verstreuten Familienmitglieder weiterhin als ihren privaten Wohnsitz.

Besucher, die an offiziellen Ranch-Führungen teilnehmen, dürfen die Fahrzeuge nicht verlassen, um sich dem Haupthaus zu Fuß zu nähern. So bleibt ihnen lediglich der Blick auf die imposante Fassade und die Vorstellung davon, wie das Leben hinter den großen Eingangstüren wohl aussehen mag.



Über Jahrzehnte hinweg haben Reporter und Historiker darum gebeten, einen Blick in das Haupthaus werfen zu dürfen. Doch fast immer wurden sie abgewiesen. Jedoch im Herbst 2015 lud die Familie anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Haupthauses das Magazin „Texas Monthly“ ein, einige Räume im Erdgeschoss zu fotografieren. Die oberen Stockwerke blieben tabu. Es war eine seltene Gelegenheit, einen Einblick in das ultimative Symbol für den Glanz, die Macht und den Reichtum der King Ranch zu erhalten.

„Was Sie am Haupthaus wohl am meisten beeindruckt wird, ist, wie wenig es sich verän-

dert hat“, meinte der damals 69-jährige Tio Kleberg. „Jedes Mal, wenn ich das Haus betrete, habe ich das Gefühl, in die Geschichte einzutauchen.“

Das ursprüngliche viktorianische Haupthaus der Ranch wurde 1912 von einem Feuer verwüstet – vermutlich Brandstiftung. Henrietta King fackelte nicht lange und gab, nachdem die richtigen Architekten gefunden waren, den Neubau in Auftrag. Das Haus sollte komfortabel und groß genug sein, um es zu einem familiären Treffpunkt

zu machen. Zugleich sollte es ausreichend Platz bieten, um Gäste und Geschäftspartner unterzubringen, die den weiten Weg bis ins abgelegene Südtexas auf sich nahmen.

Carl und Carlton Adams, ein Onkel-Neffe-Gespann aus San Antonio, bauten das riesige Anwesen. Mit seinem großen, von tropischen Pflanzen begrünten Innenhof erinnerte es an die „Casa Grande“ einer mexikanischen Hacienda. Die gesamte Inneneinrichtung übernahmen die Tiffany Studios in New York. Nach zweijähriger Bauzeit war das Haus fertiggestellt. Die Baukosten beliefen sich auf rund 350.000 Dollar, was heute inflationsbereinigt etwa 12 Millionen Dollar entspräche. Der „San Antonio Express“ schwärmte: „Texas' größte Ranch besitzt das schönste Ranchhaus der Welt.“

Der 3.450 m² große Bau beherbergt viele Hallen, lange dunkle Gänge, steinerne Freitreppen und genügend Zimmer für mehr als 50 Gäste. Der Blick vom Turm und von der Brüstung des oberen Daches gibt einen meilenweiten Blick über das Land frei. In früheren Tagen unabdingbar, um herannahende Banditen, Indianer oder andere unerwünschte Besucher rechtzeitig bemerken zu können. Einige Kanonen von Kings Flussbooten, die schon vor dem alten Haus gestanden hatten, um es vor Angriffen zu schützen, zieren heute den Rasen vor dem neuen Haus.

Neben dem riesigen Esszimmer mit einem Tisch für fünfzig Personen befindet sich im Erdgeschoss der weitläufige große Salon. Hinzu kommen ein Musikzimmer und eine geräumige, lang gestreckte Eingangshalle, deren Wände mit präparierten Köpfen von Rindern und Wildtieren geschmückt sind, die auf der Ranch heimisch sind. Ebenfalls im Erdgeschoss liegt eine mit weißem Holz verkleidete Bibliothek, deren Wände mit Familienfotos bedeckt sind. Von einem großen Gemälde blickt Captain Richard King würdig herab. Nicht weit davon hängen die Porträts seiner klugen Witwe und ihres Schwiegersohns Robert J. Kleberg, der die Ranch weiter vergrößerte und zum Stammvater der heutigen Besitzerfamilie wurde. Einige Büros sowie Schlafzimmer für Geschäftspartner sind ebenfalls im Erdgeschoss untergebracht.

Entlang der Marmortreppe, die in den ersten Stock führt, verläuft eine kunstvolle italienische Bronze-Balustrade. Im Treppenhaus selbst befinden sich die über fünf Meter hohen Buntglasfenster – eine besondere Note von Tiffany. Im Obergeschoss liegen zwölf großzügige Schlafzimmer beziehungsweise Suiten, die jeweils über einen Kamin und ein angrenzendes Badezimmer verfügen.

Wurden die Nebengebäude äußerlich kaum verändert, passte man sie innen gelegentlich den Bedürfnissen der neuen Zeit an. So eine ehemalige große Garage für viele Fahrzeuge, die heute einen Pool beherbergt und als Badehaus dient. Natürlich wurde das Haupthaus modernisiert. Es gibt eine Klimaanlage und WLAN. In der Bibliothek steht ein Fernseher, der eigentlich nur eingeschaltet wird, um besondere Sportereignisse zu verfolgen.

Als die Familienmitglieder Ende der 1980er-Jahre die Elektro- und Sanitärinstallationen erneuern ließen, nutzten

sie die Gelegenheit, auch weitere Bereiche des Innenraums zu restaurieren. Dabei bemühten sie sich, das ursprüngliche Erscheinungsbild des Hauses so weit wie möglich wiederherzustellen.

Eine Fachfirma wurde beauftragt, sämtliche Tapeten und Farbschichten zu entfernen, die seit 1915 auf die Wände aufgetragen worden waren. Die Ölgemälde wurden restauriert und alle beschädigten Tiffany-Glasfenster ersetzt.

„Ich habe noch eines der Bruchstücke“, erzählte Tio. „Ich bewahre es als ständige Erinnerung daran auf, das Richtige zu tun und stets die Wahrheit zu sagen.“

Heute halten zwischen 75 und 100 Personen Anteile an der King Ranch und haben damit das Recht, jederzeit im Haupthaus zu übernachten.



Für eine Übernachtung genügt ein Anruf im Büro der Ranch. Ein Zimmer kostet zwischen 100 und 125 Dollar pro Nacht. Familienangehörige und persönliche Gäste können mitgebracht werden. Um das Wohl der Gäste kümmert sich eine feste Belegschaft von zwölf Mitarbeitern, darunter vier Butler und drei Köche.

Die Zeit auf der Ranch verbringen sie mit Ausritten und Jagdausflügen, schwimmen im Pool hinter dem Haus oder spielen Tennis auf einem der Plätze jenseits der Rasenfläche. Mit dem Fernglas beobachten sie die vielfältige Tierwelt oder arbeiten gemeinsam mit den Cowboys der Ranch mit dem Vieh. Abends ziehen sie sich für das Dinner schick an, wie es schon zu Henriettas Zeiten auf der Ranch üblich war. Bei Sonnenaufgang werden sie vom Ruf der Pfauen geweckt – ganz wie einst.



Besuch der King Ranch

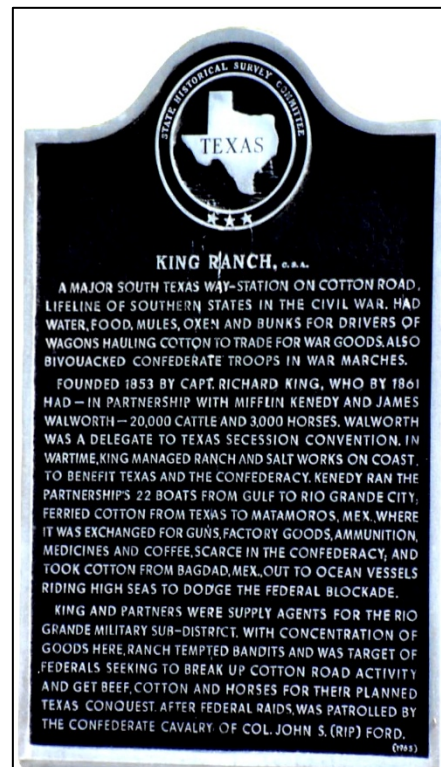
Nachdem die King Ranch 1961 zum National Historic Landmark erklärt wurde, stieg das öffentliche Interesse stark an, und immer mehr Menschen wollten diese Ranch mit ihrer großen historischen Bedeutung besuchen.

Bis 1990 war das Gelände eine reine Arbeitsranch und für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Um der steigenden Nachfrage gerecht zu werden, fanden in diesem Jahr erstmals Besichtigungsfahrten im Bus über das Ranchgelände statt. Der große Zuspruch führte bereits 1991 zur Einrichtung eines eigenen Visitor Centers. In den darauffolgenden Jahren erweiterte die Ranch ihr Angebot um Spezialführungen, unter anderem zur Natur- und Vogelbeobachtung. Dazu wurde 1990 das King Ranch Museum im nahegelegenen Kingsville eröffnet.

Die King Ranch verzeichnet heute, obwohl im tiefen Süden von Texas recht abseits gelegen, etwa 50.000 Gäste pro Jahr bei den angebotenen Ranch- und Naturtouren. Die Besucher nehmen gerne die weite Anreise in Kauf, weil sie Geschichte und Ranch-Kultur sowie außergewöhnliche Natur, Wildtiere, Vogelarten erleben können.

Über den Texas Highway 141 beziehungsweise die West King Avenue gelangt man zum Haupttor der für Besucher zugänglichen Santa Gertrudis Division. Nach etwa 500 Metern auf der Ranchstraße führt ein Weg links ab zum Besucherparkplatz beim Visitor Center. Dort kann man verschiedene Touren je nach Gusto und Geldbeutel buchen.

Für Besucher werden dreimal täglich Ranch-Besichtigungen angeboten; die 1,5-stündige Fahrt mit einem der Touristenbusse kostet 20 Dollar. Bei einer „Special Interest Ranch Tour“ für 100 Dollar wird man mit einem Geländewagen abgeholt und kann spezielle Wünsche äußern, was man gerne intensiver sehen möchte, etwa Pferde, Rinder oder andere Einrichtungen der Ranch. Besitzt man eine spezielle Einladung des Managements, wird man ebenfalls mit einem Geländewagen abgeholt, dessen Fahrer eine sehr individuelle Tour mit Fotostopps, ausführlicher Information und kompetenter Beantwortung von Fragen durchführt. Allerdings bringt auch



findende Phänomen. So erklärt es sich auch, dass viele Nachkommen von Männern, die schon für Kapitän King geritten sind, auch heute noch auf der King Ranch tätig sind. Es sind Cowboys der Ranch, die die Führungen übernehmen, und sie sind so stolz auf die Tiere und das Land, als gehöre es ihnen.

Man sieht auch Rinder und Pferde, die 30 Jahre alt sind, denen aber selbstverständlich das Gnadenbrot gewährt wird, denn nicht nur kommerzielles Denken, auch Menschlichkeit macht trotz der neu eingeschlagenen Wege einen Teil dieser Ranch aus.

So verbrachte auch „Peppy San Badger“, nachdem er 1996 aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr decken konnte, 9 Jahre seinen Ruhestand auf einem Koppelgelände hinter der Creek Barn auf dem Hauptgelände der Ranch. Am 8. Juli 2005 wurde er im Alter von 31 Jahren aufgrund altersspezifischer gesundheitlicher Probleme eingeschlafert.





An der Aufzuchtmethod der Pferde und Rinder hat sich nichts geändert, und so erleben die Besucher kleinere Pferde- und Rinderherden. Gerne wird auch die kleine Eselsherde gezeigt, die die 3-tägige Erziehungsarbeit bei den Absatzfohlen leistet.



Mit Beginn der Bustouren über die Ranch wurde das King Ranch Museum in Kingsville eröffnet. Die heute 25.000 Einwohner zählende Stadt war ursprünglich eine Arbeitersiedlung an der Schnittstelle der St. Louis-, Brownsville- und Mexico Railway. Henrietta King hatte 1903 zusammen mit ihrem Schwiegersohn Robert J. Kleberg mit der Stadtplanung begonnen. Dafür stiftete sie Land aus dem Besitz der King Ranch.

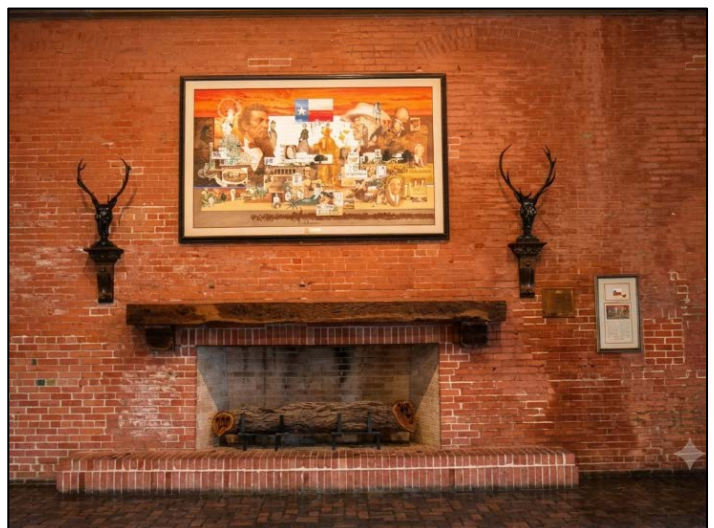
Am 4. Juli 1904, dem amerikanischen Unabhängigkeitstag, traf der erste Passagierzug in Kingsville ein und das Postamt wurde eröffnet. Dieses Datum gilt als offizieller Gründungstag der Stadt. An der Weiterentwicklung als Handelsstadt hatte die King Ranch großen Anteil und auch heute noch gehören ihr eine Bank, ein Sägewerk sowie die Zeitung. Die Stadt ist zudem Standort eines Zweiges der

Texas A&M Universität, die zusammen mit der Ranch an einigen Forschungsprojekten arbeitet.

In einer ehemaligen restaurierten Eisfabrik, dem „Henrietta Memorial Center“, befindet sich das Museum der King Ranch, das durch ihre Geschichte führt, die eindrucksvoll auf einer großen Collage dargestellt wird. Neben Sätteln, Kutschen und anderen Gebrauchsgegenständen kann man auch die alten Familienautomobile bewundern.

Unweit des Museums befindet sich der King Ranch Saddle Shop. Er wurde kurz nach dem Bürgerkrieg gegründet und besteht heute noch. Hier werden Sattlerwaren, die von der Ranch selbst hergestellt werden, verkauft. King ließ Sättel entwickeln, die leicht und komfortabel für Reiter und Pferd waren und den Ansprüchen in dem rauen, dornenreichen Gelände standhielten. Nur beste Materialien durften verwendet werden, sodass schon in frühen Tagen hohe Nachfrage von anderen Ranchern und Cowboys entstand und die Sattlerei entsprechend vergrößert wurde.

Ein weiteres Geschäft der King Ranch in einem historischen Gebäude präsentiert eine große Auswahl an Kleidung, Möbeln und Wohnaccessoires, die das Herz jedes Westernbegeisterten höherschlagen lassen.



Jagd- und Naturschutzgebiet

Auf der King Ranch hatte man ebenso wie auf einigen anderen Ranches in Texas früh erkannt, wie wichtig Naturschutz und die Bewahrung der vorhandenen Ressourcen sind. 1920 war der gesamte Wildbestand auf dem Land der King Ranch fast ausgerottet, obwohl die Ranch bereits 1912 freiwillige Jagdbeschränkungen einführte, um Wildbestände wie Weißschwanzhirsche und Truthähne zu schützen.

Robert J. Kleberg erließ strenge Jagdgesetze auf seinem Land und setzte bei der Regierung durch, Jagdgesetze für ganz Texas zu erlassen. Es gelang ihm sogar, ein zehnjähriges saisonbedingtes Jagdverbot für Wildgänse durchzusetzen. Insbesondere Caesar Kleberg, ein Enkel von Richard King, engagierte sich sehr stark für



den Naturschutz. Er war in der Norias Division für Wildtier- und Jagdverwaltung zuständig. 1924 siedelte er allerdings auch ein exotisches Tier wie die Nilgauantilope an.

In den 1940er-Jahren stellte die Ranch eigene Wildbiologen ein, um Lebensräume systematisch zu pflegen. Bereits 1947 nannte der bekannte Umweltschützer Aldo Leopold die King Ranch eine der besten Wildschutzregionen des Kontinents, die heute als „The Last Great Habitat – der letzte große Lebensraum“ bezeichnet wird. Es ist ein lebendes Testament von Caesar Kleberg und der nach seinem Tod gegründeten Caesar Kleberg Wildlife Foundation.

Tio Kleberg, der ebenfalls den Wert des Wildes für die Ranch erkannte, führte sein Werk fort. Sein Ziel war es, 65 % des Landes als Weide zu nutzen und 35 % als Buschland zu lassen, um dem Wild genügend



Rückzugsmöglichkeiten zu geben.

Wie überall auf der Welt zahlen auch auf der King Ranch Jäger gut für den Abschuss von Wildtieren, sodass sich seit etwa 1950 von Zeit zu Zeit Jagdgesellschaften oder auch Einzeljäger auf der Ranch einfinden, die unter der Führung eines Wildhüters freigegebene Tiere schießen dürfen. Zudem wurden größere Flächen zur Jagd verpachtet. Die Zahl der Abschüsse schwankt von Jahr zu Jahr, da strengstens darauf geachtet wird, dass niemals zu viele Tiere geschossen werden, um die Natur im Gleichgewicht zu halten.

Einige Tierarten unterliegen strengem Jagdschutz. Wer immer auf dem Gebiet der Ranch jagt, hat sich nicht nur den texanischen Jagdgesetzen zu unterwerfen, sondern auch den strengen Regeln der King Ranch, da beispielsweise die Nilgauantilope als exotisches Tier nicht dem texanischen Jagdgesetz unterliegt. Sie ist in ihren angestammten Ländern in Asien vom Aussterben bedroht und stellt mit ihren 9.000 Tieren auf dem Land der Ranch die weltweit größte Population dar.



Unter den Tourismus-Sparten der Ranch hat besonders eine einen ständig wachsenden Zulauf zu verzeichnen, denn die Ranch ist eines der artenreichsten Gebiete von Südtexas. Seit 1994 können Besucher Nature-Tours buchen, bei denen je nach Interesse Wild- oder auch Vogelbeobachtung im Vordergrund stehen. Touren von drei bis neun Stunden, die Ökotouristen aus aller Welt anziehen.



Die Ranch gilt als international bedeutendes Vogelschutzgebiet. 370 verschiedene Vogelarten wurden in dieser anerkannten Schutzzone gesichtet, darunter eine fast ausgestorbene Eulenart. Fast alle Zugvögel auf dem Weg in den Süden machen hier Halt, da sie optimale Bedingungen für ihren Weiterflug vorfinden. Der Crested Caracara, auch Mexican Eagle genannt, ist hier heimisch und findet auf den offenen Weideflächen, in den Gebüschlandschaften und rund um die Viehherden reichlich Nahrung. Ebenso heimisch sind der Königsgeier sowie verschiedene Reiher- und Ibisarten.



Ein besonders hübscher Gast ist der Monarchfalter. Die Ranch liegt genau im Zugkorridor der Herbstmigration, bei der sich zwischen 50 und 100 Millionen Falter auf den 4.500 km langen Weg von Süd-Kanada und dem Nordosten/Midwest der USA nach Mexiko machen. Sie ziehen bis in die Hochgebirgswälder Zentralmexikos (Bundesstaaten Michoacán und México, z. B. im Reserva de la Biósfera de la Mariposa Monarca), wo sie überwintern. Auf dem Weg dorthin nutzen sie regelmäßig große texanische Ranchgebiete als Rastplätze – darunter auch die King Ranch, die offene Flächen, Wasserstellen und reichlich Nektarpflanzen bietet.

Auch die übrige Tierwelt zeigt sich dem Besucher überaus vielfältig. Mit etwas Glück lassen sich auf den Nature-Tours wilde Truthähne, Weißschwanzhirsche, Nilgauantilopen, Javelinas (Nabelschweine) und Kojoten beobachten. Auch Rotluchse streifen durch das Gebiet. Das nachtaktive Armadillo (Neunbinden-Gürteltier) – das offizielle Wappentier von Texas – bekommt man hingegen nur selten zu Gesicht. Neben verschiedenen, teils giftigen Schlangenarten sind hier auch diverse Schildkröten und harmlose Echsen heimisch. Dem American-Alligator, der eine Länge von drei bis vier Metern erreichen kann, möchte man dabei wohl eher nicht aus der Nähe begegnen.



Das Vermächtnis



Die Geschichte der King Ranch gehört zu den authentischen Abenteuern, die mit den Legenden des Wilden Westens verbunden sind. Die Saga einer einzigartigen Dynastie, der es gelungen ist, eine Ranch an der äußersten Grenze besiedelten Landes aufzubauen und zu einem modernen Unternehmen zu entwickeln, ohne ihre ursprünglichen Werte zu vergessen.

Mit einer Kernfamilie, der es gelang, mit unerschütterlicher Liebe die ursprünglichen Ländereien der King Ranch mit ihrer grandiosen Fauna in ihrer alten Form über Generationen hinweg im Familienbesitz zu halten.

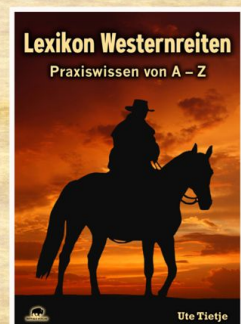
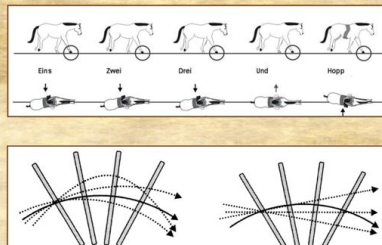
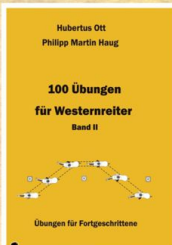
„Niemand kann sagen, wie die King Ranch in 100 Jahren aussehen wird. Doch ganz gleich, was passiert: Ich verspreche, dass sich eines niemals ändern wird“, versicherte Tio Kleberg. „Wir werden immer eine Ranch bleiben, und das Haupthaus wird stets erhalten bleiben. Und genau so soll es auch sein. Wir tasten die Geschichte nicht an. Dafür haben wir zu viel Respekt vor ihr.“

Text und Fotos © Ute Tietje

Historical Photos with Courtesy of: AQHA, Amarillo/TX – Texas Historical Commission, Austin/TX – Library of Congress, Washington DC – Ranch- and Heritage-Center, Lubbock/TX – George Ranch Museum, Richmond/TX – King Ranch Museum, Kingsville, TX

Strukturiertes Training mit Grafiken aus der Reiterperspektive

Wissen, das sich nicht einfach googeln lässt



BUFFALO VERLAG

Auf der Höhe 10 27283 Verden Tel. 04230-9540782

info@buffalo-verlag.de www.buffalo-verlag-shop.de



www.buffalo-verlag-shop.de

Hinweis in eigener Sache

Western & Cowboys ist ein privates Hobbyprojekt. Herausgeber des Magazins ist **Thorsten Kunkel**.

Das Magazin widmet sich der amerikanischen Kultur mit Schwerpunkten auf dem Wilden Westen, der Geschichte der Vereinigten Staaten sowie dem modernen Cowboy- und Western-Lifestyle. Es versteht sich als Bildungs- und Geschichtspublikation und möchte historisches Wissen, kulturelle Hintergründe und praktische Einblicke verständlich und interessant vermitteln.

Alle Beiträge werden mit größtmöglicher Sorgfalt recherchiert und nach bestem Wissen und Gewissen erstellt. Dennoch können trotz sorgfältiger Prüfung Fehler oder Unvollständigkeiten nicht vollständig ausgeschlossen werden.

Western & Cowboys ist ein vollständig nichtkommerzielles Projekt. Das Magazin erzielt keine Umsätze oder Gewinne durch Sponsoren, Werbeanzeigen oder andere kommerzielle Kooperationen. Es entsteht ausschließlich aus persönlichem Interesse an Geschichte, Kultur und dem Leben des amerikanischen Westens.

Sollten trotz aller Sorgfalt unbeabsichtigt Urheberrechte oder andere Rechte Dritter verletzt worden sein, bitten wir dies zu entschuldigen. Bitte setzen Sie sich mit uns in Verbindung. Berechtigte Hinweise werden umgehend geprüft und gegebenenfalls korrigiert oder die betreffenden Inhalte entfernt.

Kontakt

Herausgeber: Thorsten Kunkel

Erikaweg 5a

29683 Oerbke

E-Mail: info@western-cowboys.de

Web: www.western-cowboys.de